Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 4 — Marburg i. H., den 23. Januar — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Maria — Stimmen der Väter: Adolph Monod — Labora et ora! Schluß — Sixtinische Briefe — Zur Polenfrage. Schlußwort — Einige Beiträge zur Frauenfrage (Johannes Müller, Küßner, Nathusius) — Verschiedenes: Von den Freimaurern (Scholz, Sursum corda; Der Stern von Bethlehem; Betrachtungen zu Harnacks Lexikon); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Maria

Gegrüßet seist du, Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern. Luk. 1, 28.

Maria soll so Vieles sein: „Himmelskönigin“ „die von Ewigkeit zu Ewigkeit bei Gott war“ „die Tochter des Vaters, die Mutter des Sohnes, die Braut des heiligen Geistes“, sündlos geboren, sündlos im Leben, als Sündlose gen Himmel gefahren und nun Herrscherin voll unendlichen Erbarmens, Fürsprecherin für die Sünder bei Gott.

Ach nein. Laßt sie uns bitten herabzusteigen von der fernen Höhe, auf die überschwängliche Frömmigkeit und kirchliche Berechnung sie gestellt hat. Laßt sie uns bitten, ihr blaues Himmelskleid und ihre goldene Krone abzulegen. Laßt sie uns bitten, sich zu uns zu setzen als Mutter, als gute, fromme Mutter. Es bleibt ihr dann noch eine bis zum Himmel ragende Majestät.

Gedenke deiner Mutter! Mutter — wie viel Liebe wird bei diesem Worte in deinem Herzen wach! Du fühlst ihre Hand auf deiner Hand, diese nie müde Hand. Du hörst ihre Stimme — so redete Niemand wie sie. Du vernimmst ihr Seufzen — sie trug schwer an der Last der Sorgen. Und als das Leid über dich kam, wie die Alles verschlingende Flut, da riefst du nicht nach dem Weibe, sondern: Mutter, Mutter! Was wärst du ohne deine fromme, treue Mutter.

Und nun sieh hin auf die Mutter Jesu. Von wem lernte er das Beten? Wer wies ihn zuerst auf den Weg der Wahrheit und des Guten? — — Ob sie nicht auch Sorge gekannt hat? Meinst du, der Heiland hätte so herzbewegend von den Sorgen um Essen, Trinken, Kleidung und den Vögeln unter dem Himmel, die nicht säen und doch leben und den Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und spinnen und doch herrlicher gekleidet sind als Salomo, reden können, wenn er nicht dabei auch seiner lieben, sorgenvollen Mutter gedacht hätte?

Mit wie viel Liebe und Angst umgab sie den Sohn. Aber den großen Gang, den er ging, konnte sie nicht gehen. Das ist nicht göttlich: aber menschlich, echt mütterlich. Als er starb, da war sie bei ihm und litt und starb mit ihm — —

Wir bringen es nicht über das Herz, an der Mutter, an dieser Mutter vorüberzugehen, wenn wir zum Sohn wollen, ihn ganz zu verstehen. Wir legen damit einen Kranz inniger Liebe und Verehrung auf ihr Grab. Und wir grüßen sie und danken ihr und grüßen jede fromme, treue Mutter und danken ihr und danken auch unsrer Mutter, wenn wir sprechen: Gegrüßet seist du, Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern. E B

Stimmen der Väter

Adolph Monod, geb. den 21. Januar 1802

Adolph Monod gehört zu den nicht allzu Zahlreichen, die uns Etwas zu sagen haben. Nicht weil er der bedeutendste Kanzelredner des neueren französischen Protestantismus und seine Theologie von untadeliger Orthodoxie war, sondern weil an ihm offenbar wurde, wie Gott das Herrlichste vollbringt mit zerbrochenen Werkzeugen. Als Ende September 1855 die Aerzte ihm erklärt hatten, daß menschliche Kunst dem zerstörenden Nierenleiden, das ihn seit Jahresfrist marterte, keinen Einhalt mehr gebieten könne, machte er sein Krankenzimmer zur Kapelle und sein Sterbebett zur Kanzel und vereinigte noch sechs Monate lang Sonntag um Sonntag eine kleine Gemeinde um sich zur Feier des heiligen Abendmahls. Die schönen Zeugnisse eines in der Hitze der Trübsal geläuterten und bewährten Glaubens, die Adolph Monod unter namenlosen Qualen in diesem Kreise ablegte, haben unter dem Titel ‚Les Adieux d'Adolphe Monod à ses Amis et à l' Eglise‘ längst den Weg durch die protestantische Welt aller Zungen gefunden. Zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr seines Geburtstages geben wir einen kleinen Abschnitt aus den ‚Regrets d'un mourant (Schmerzliche Rückblicke eines Sterbenden)‘ wieder. Die ‚Adieux‘ sind bei Fischbacher in Paris um 2 frs. zu haben. Es existieren auch deutsche Uebersetzungen. Eugen Lachenmann

. . . Oft treibt uns der Gedanke um, daß, was wir thun, nicht genüge oder schlecht gethan sei, oder daß wir nicht das Werk thun, welches Gott uns aufgetragen hat. Ich erinnere mich besonders, wie ich in den ersten Wochen nach der Erklärung der Aerzte beunruhigt wurde durch die Sorge, mein Werk möchte nicht vollendet sein. Aber durch Gottes Gnade bin ich diese Gedanken los geworden, weil ich begriffen habe, daß es sich gar nicht um mein, sondern um Gottes Werk handle. Ich habe erkannt, daß gerade durch die Leiden und Trübsale, die er mir geschickt hat, und durch die Hoffnung des ewigen Lebens, das auf jene folgen soll, der Herr mich einen Dienst üben läßt viel wichtiger als der, den ich selbst gerne geübt hätte, und jedenfalls gefahrloser, weil er unmittelbarer aus Gottes Hand kommt: er zwingt mich aus lauter Erbarmen in seinem Dienst und zu seiner Ehre diesen Weg zu gehen. So werden wir wie der sterbende Heiland sagen können: „ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte.“ Warum hat er so sprechen können? Weil er nur Gottes Werk zu thun suchte: als seine Arbeit gethan

war, nahm ihn Gott weg wie man eine reife Frucht bricht. So wollen auch wir suchen nichts Anderes zu thun als das von Gott uns aufgetragene Werk und wollen uns ganz in seine Hände geben. Wenn wir treu sind, werden wir auch nicht früher weggenommen werden, als bis unser Werk vollendet ist. Zu bestimmen, wann das sein wird, kommt Gott allein zu. Unser Werk kann recht unvollkommen, recht unvollständig scheinen in der Menschen Augen, Gott wird, wenn wir nur aufrichtig vor ihm sind, doch nicht zugeben, daß unser Leben vergehe, ohne Spuren auf Erden zu hinterlassen. — Bald werden wir demütigen Herzens dem Herrn nachsprechen dürfen: „ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte.“ Vinet durfte das, ohne es zu wissen, als er seine letzte theologische Vorlesung über diese Worte des Herrn hielt. Und was sich an Vinet erfüllte, erfüllt sich an allen Dienern Gottes. Es liegt ein großer Friede darin, seines Lebens Plan nur in Gott zu suchen und unter völligem Verzicht auf eignes Wünschen ihm nachzugehen. So allein kommt man zum Frieden . . . . . .

Labora et ora!

3

Was hat die Kirche — oder besser — was hat das Evangelium statt des sozialdemokratischen Zukunftsstaates zu bieten, damit der Mensch über seine mechanische Arbeit hinausgehoben wird und seine Seele in Aktivität kommt? Es muß etwas Großes, Gewaltiges sein, sonst ist es nutzlos.

Moralische Gedanken, die von Ehe und Eigentum handeln, Trostgedanken, die aufs Jenseits verweisen, kirchliche Feierlichkeit, die nur am Sonntag währt, eine Lehre von der Sünde und der Gnade, wie sie jetzt mit mehr oder weniger Unverstand vorgetragen wird, das Alles hat sich, aufs Ganze gesehen, als fruchtlos erwiesen. Man kann wohl noch hie und da gewisse Massen dafür bewegen, aber der moderne Mensch bis zum Arbeiter wird davon nicht mehr berührt. Und — Evangelische Kirche, hast du nichts Anderes, dann laß dich begraben! Man hat Mittel gesucht, das Volk „kirchlich zu interessieren“, als ob das die Hauptsache wäre! Für Institute schwärmt man heute nicht, man will mehr. Aber was?

Man erwarte nicht, daß ich eine volle, runde Antwort gebe. Ich suche selbst noch danach und suche Mitsucher. Aber mir ahnt Etwas. Ich will es zunächst in ein altes, ach! fast abgegriffenes Wort kleiden: „Evangelium“, eine gute Botschaft! Ihr Aelteren, wie war euch zu Mute, als die guten Botschaften aus dem Feldzuge 1870/71 kamen? Und als erst Friede war! Das hat euch bewegt und lebendig gemacht. Ihr wußtet, jetzt ist ein anderer Zustand eingetreten. Die Qual und Angst des Blutvergießens vorüber, der Wunden genug, jetzt kommt die Heilung! In meiner Heimat sind wildfremde Leute einander in den Armen gelegen vor Freude, der Friede hat Frieden gemacht zwischen streitenden Parteien. — Ein anderes Beispiel! In Oesterreich ist die Losung: Los von Rom! Sie hat das deutsche Gemüt erfaßt mit oft hinreißender Gewalt. Mich hat kaum je Etwas so ergriffen, wie die Wirkung der einfachen Botschaft: Deutsche Brüder in den Alpen und den Sudeten, die Stunde der Befreiung für euer Volk ist da! Ich habs selbst gesehen, wie die Menschen glühen in der Glut der entscheidungsvollen Zeit.

Seht, eine Botschaft von ähnlicher Wirkung gehört in die Christenheit hinein. Mächtiger noch als „Los von Rom“. Das ist erst ein Vorbote. Die Kunde, die ich meine, ist interkonfessionell und international; denn sie ist christlich. Und ich meine, unsere Zeit bereitet sie vor. Mir ist oft, als gehe der Geist Johannes des Täufers durch unser Geschlecht, der Pförtner einer neuen Zeit. Aber noch leise, wie auf den Zehen, es ist noch kein fester Tritt; nur scharfe Ohren hören ihn. Und die ihn hören und verstehen, freuen sich dessen mit unaussprechlicher Freude. Hinter dem blutigen Abendrot einer untergehenden Welt das flammende Frührot einer neuen Aera! Wo ist der Prophet, der es uns in die Seele ruft: die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen! Ja, das ist die „neue Offenbarung“, nach der ich mich sehne; ein Mann, dessen Geist „zweier Zeiten Schlachtgebiet“, der mit der Allgewalt des eigenen Erlebens uns mitreißt in heiligem Ungestüm, der mit dem Frühtau jungen Lebens uns benetzt und unsere Seele in Arbeit bringt für ein beglückendes Ziel.

Und was ich von der Zukunft erwarte? Um es anzudeuten, muß ich zurückschauen auf Christus und seine Apostel. Da fing eine Kulturentwicklung an, die, wenn sie nicht gar zu bald durch Theologie und Kirche gestört worden wäre, der Welt viel Blut und Thränen erspart haben würde; denn die größte Kulturmacht, die sich denken läßt, sollte entfesselt werden: die dienende Liebe, die Pflege des Geistes, oder — wie Johannes Müller es oft nennt — „persönliche Kultur“. Alles Materielle nur Mittel, nur untergeordnet, nötig gewiß, aber nicht herrschend! Das ist absolut keine Askese! Bei Christus sehe ich Lebensfreude, Naturfreude — wären die Juden Künstler, er hätte auch Kunstfreude geäußert, kurz: eine erquickende, kräftige Diesseitigkeit; aber die Diesseitigkeit ist ihm nur eine Periode im Leben der Menschen, eine wichtige, vielleicht die maßgebende, aber die Seele des Menschen ist ihm wertvoller als die ganze Welt. Diese göttliche Einschätzung der Menschenseele wollte er vererben auf seine Nachfolger; aber anstatt dieses Erbe mutig anzutreten, haben sie bald angefangen, Schacher zu treiben mit Menschenseelen. Es schreit zum Himmel! Und wer sich evangelischer Prediger, Beichtvater, Evangelist oder dergl. nennt und durch forciertes „Bekehren“, „Hölle heißmachen“ und was solche Mätzchen mehr sind, sich zum Herrn über eine Menschenseele aufwirft, der machts um kein Haar besser. Habt Respekt vor der Seele! hört ihr?

Dieser zarteste Punkt, zugleich der Lebensnerv der Kultur, die Christus bringen wollte, ist zuerst von Wenigen, dann lange, lange garnicht mehr verstanden worden. Jetzt dämmerts aber auf in immer weiteren Kreisen, der Gedanke erhält immer bestimmtere Formen, — Reich Gottes, Gottesherrschaft nennt mans wohl, einen Zustand auf Erden, in dem Christus die treibende Kulturmacht wird. Immer klarer treten die Mängel hervor an Staat und Kirche; wie lange dauerts noch, daß die Kulturfeindschaft des Konservativismus aller Welt offenbar werden muß! Bis weit in die „Rechte“ hinein ist der Reformgedanke schon gedrungen, noch blaß und matt, aber er dringt vor, unaufhaltsam, reißt Alles nieder, was ihm widersteht, das Unverbesserliche wird bald der Lächerlichkeit anheimfallen. — Ja — ist das nicht die Kunde, die mit himmlischer Gewalt in die Christenheit, in alles Seufzende und Geplagte hinein muß: Es naht die Zeit, da Christus zur Herrschaft kommt!? Eine neue Kultur, die unter seinem Zeichen steht! Neue Menschen und neue Verhältnisse! Die Arbeit nicht mehr Zweck, sondern Mittel! Leben — das ist der Zweck! Die Materie nicht mehr herrschend, — der Mensch — der Herr der Welt! Keine Interessenpolitik mehr, sondern Menschen-Kultur!

Wenn das erst wie ein Feuer in der Seele brennt, wenn der Glaube und die Hoffnung erst die Herzen treibt: „es“ muß kommen; von Christus, von Gott aus gesehen, ist es zwingende Notwendigkeit; alle kirchliche, staatliche, gesellschaftliche Reaktion dagegen ist eitel, — hei! dann ist Arbeit da für die Menschen! Dann arbeitet die Seele. Je reifer einer wird, desto inniger vertieft sich seine Sehnsucht. Keine weltfernen Schwärmer erstehen, sondern Männer und Frauen, die mit Ruhe und Festigkeit durchs Leben gehen, vorwärts treibend, ein Ziel vor Augen. Wenn rechts oder links einer schwach wird und umsinkt, den heben sie auf ihre Schulter und tragen ihn mit. Nur weiter, nur nicht stehen bleiben! Nur nicht konservativ sein! Das waren die Pharisäer auch. Nur nicht bange werden, wenns anfängt zu wanken und zu sinken, das sind Morgennebel, die die Sonne scheuen. Ja, wer so arbeiten könnte! Wie gerne will ich mein schweres Tagewerk thun wie Paulus, der es obendrein meist in der Nacht that, um am Tage „arbeiten“ zu können! Das goldene Später verklärt mir mein armes Jetzt. Reißt mir den Glauben aus dem

Herzen, und ich habe keine Arbeit mehr, bin arbeitslos, hoffnungslos, dem Tode verkauft. Das ist die lebendige Hoffnung, zu der mich Gott wiedergeboren hat durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten: Christus der Herr auch auf Erden. Christus das A und das O.

In diesem Strom der Vorwärtsbewegung mitschwimmen mit eigenen Stößen, das nenne ich „Arbeit". Unser Tagewerk ums tägliche Brot muß dieser Arbeit untergeordnet sein, darf sie nicht stören. Ich meine, es wird darum nicht weniger „moralisch" und „pädagogisch"; und es brauchen auch technische Rückschritte nicht befürchtet zu werden, denn das Vorwärts! Christi, wahrhaft christliche Kultur umspannt und fördert alle menschlichen Fähigkeiten. Nur die Firma Krupp in Essen dürfte vielleicht einige Teile ihres Betriebs ohne Schaden für die Gesamtheit einstellen.

4

Und nun das Gebet! Von heidnischem und römischem Mißbrauch des Gebets braucht nicht geredet zu werden. Wir wollen vor der eigenen Thüre kehren.

Es geht ein Sprichwort von Mund zu Mund: Not lehrt beten; es wird oft denen, die in Güte nicht beten lernen wollen, drohend vorgehalten: dich muß Gott noch schwere Wege führen, damit du beten lernst! Und dann betet so einer um Schonung und Leben, — aber ob er dadurch den Weg findet zu dem Gebet des Glaubens, von dem Jakobus redet, oder zu der Freudigkeit im Gebet, die der erste Johannesbrief kennt, das ist doch sehr die Frage. Ja, mir ist es gar zweifelhaft geworden, ob so einer überhaupt ein Recht zum Gebet hat; denn ich meine, die „Arbeit", von der die Rede war, ist das selbstverständliche Prius zum Gebet im Namen und im Geiste Christi. So konnte Christus nur beten, weil er die Werke dessen that, der ihn gesandt hatte. Sein praktisches Einssein mit dem Vater, sein Gang auf göttlichem Pfad, seine „Mitarbeiterschaft" Gottes berechtigte ihn zum Beten. Während er bat, gab er sich selbst, wenn auch in hartem Kampf. Und da Jesus nicht Anbeter, sondern Nachfolger haben wollte, so ist es für diese Bedingung des erhörbaren Gebets — eben daß sie wahrhaftige Nachfolger sind, die sich geben, während sie bitten, die an der Arbeit, an christlicher Kulturarbeit sind; denn in dieser Arbeit kann ich Gottes Gedanken, Gottes Art und Ziel erst erkennen. Ohne diese Erkenntnis und Erfahrung bitte ich verkehrt und brauche mich gar nicht zu wundern, wenn die Erhörung ausbleibt. Ich glaube, es wird noch viel mehr um Steine, Schlangen und Skorpionen gebetet, als man meint. Und es ist ein schlechter Trost, sich einzureden, nun, auch „falsche" Gebete „kommen an die richtige Adresse". Ja, das vielleicht! Aber es kommt keine Antwort, und das ist eine furchtbare Antwort: Gottesferne, die in einem Wust von frommen Ueberschwänglichkeiten nicht ins Bewußtsein tritt. Der Hohn der Feinde, Gebete seien nichts Anderes als erbauliche Monologe, hat darin seinen Grund, daß er vielfach nur zu berechtigt ist. Beten wollen und nicht „arbeiten" ist derselbe Widersinn wie Sozialdemokrat sein wollen und bürgerliche Allüren haben.

Also erst arbeiten — und dann beten!

Und nun könnte ich statt dessen, was ich des Weiteren noch über das Gebet zu sagen habe, einfach die betreffenden Worte Christi aus der Bergpredigt hersetzen; aber sie sind leider zu bekannt, als daß sich Jeder das Seine dabei dächte! Sie werden in unbegreiflicher Verblendung auch von denen gebraucht und ausgelegt, die ihnen stracks zuwider handeln. Darum möchte ich dasselbe in andere Worte kleiden.

Bin ich ein „Mitarbeiter" Gottes geworden, so kommts für mich auf alles das nicht mehr an, was heutzutage gemeinhin zu einem frommen Gebet gehört. Nicht auf die Länge, nicht auf die himmelanstürmende Inbrunst und nicht auf die Masse der Beter; auf feierliche Pose erst recht nicht. Ich sah einmal, wie einer vor einem öffentlichen Gebet auf seinem Rednerpult erst Alles säuberlich bei Seite legte, seinen Rock feierlich zuknöpfte, die Augen schloß und dann die Hände höchst langsam ineinander legte, sodaß ich unwillkürlich dachte: so, nun kanns losgehen! — und schon ehe er anfing, war für mich sein Gebet zu Ende.

Nein! ist Gottes Werk meine „Arbeit", dann ist er mir nahe, dann bin ich nahe bei ihm und brauche mich nicht wie zu einer Audienz aufzuputzen. Wenn die Hände einmal müde und die Kniee matt werden wollen, ein Wort, ein Blick, ein Seufzer, und mich durchströmt neue Jugend. Wenn Wogen sich türmen und Stürme drohen, wenn ich meinen muß, ich „arbeite" vergeblich, hin zu meinem Gott, er ist nahe, und im neugestärkten Glauben will ich Berge versetzen. Oder ich werde verwirrt, mir gehts wie dem Kinde, das plötzlich in der Schularbeit nicht weiter weiß und dann zum Vater läuft: „Vater hilf mir!" — hin zu meinem Vater im Himmel, und in neuer Verklärung offenbart er mir Weg und Ziel. Aber, ich muß mein Leben in den Händen tragen und jeden Augenblick Macht haben, es hinzugeben, muß in der Uebung der Selbstverleugnung mich rüsten zum Selbstopfer, sonst ist mein Beten — Frivolität. Erst arbeiten und dann beten!

Dann aber darf ich auch einmal tief hineingreifen in Gottes Schatzkammer und als Gottes Haushalter walten über Gottes Geheimnisse.

Ich sagte, es komme nicht auf die Länge der Gebete an. Ich möchte noch weiter gehen und sagen: auf Worte kommts überhaupt nicht an. Das Gebet nach dem Willen Gottes ist mehr als Worte. Beter „nach Gottes Willen" haben, was sie bitten, ihr Gebet ist ein Zugreifen und Nehmen mit derselben Ruhe und Freude, wie ein Kind von seines Vaters Tische nimmt und ißt. Kein nervöses Haschen und Langen in die Luft, kein unkindliches, zudringliches Betteln, sondern ein stilles, gewisses Brauchen der Güter und Kräfte Gottes; denn sie sind Erben, zu denen der Vater spricht: was mein ist, das ist dein!

Und das höchste Ziel auf Erden wäre mir ein Beten und Leben und Arbeiten mit Gott — ohne Worte; das wäre das Beten ohne Unterlaß, von dem Paulus spricht.

Ueber den Inhalt solcher Gebete braucht kein Wort mehr verloren zu werden; denn in steter Entwicklung ist „Arbeit" und Gebet — wenn auch nicht dasselbe geworden — so doch ineinander gewachsen. Eins befruchtet und belebt das Andere. Kultur und Religion sind auf ihrer höchsten Stufe organisch mit einander verbunden, dasselbe Leben pulsiert in beiden, die zwei sind „ein Fleisch". Und da das heute noch nicht der Fall ist, — so laßt uns trachten am ersten nach dem Reiche Gottes!

Ist es zu hoch, was ich gesehen habe, wonach ich dürste? Vielen unter uns — ja! Aber müssen es nur die Feinde Christi sein, die an eine Weiterentwicklung der Menschen über ihren jetzigen Stand hinaus glauben? Sind wir so satt und voll, daß kein Sehnen mehr Raum hat in unserer Brust? O, dann wünschte ich, daß bald, bald die gewaltige Kunde von dem Kommen der neuen Zeit in millionen Herzen dränge und das Gebet auslöste:

Herr, lehre uns beten! — Hans Wegener

Sixtinische Briefe

1. September

Weißt Du noch, mein Freund, wie wir vor zwei Jahren mit einander römische Pläne machten und uns sehnten, in jene Welt unterzutauchen, in der jeder von uns seine eigene, heilige Insel hatte? Und jetzt atme ich wirklich römische Luft und sehe römische Kunst aus zwei Jahrtausenden, und was mir dabei das Herz bewegt in täglich neuer Seligkeit, das kann ich nun doch fast nicht aussprechen. Ich wage es nicht, Dir über das ganze, riesenhafte Rom zu berichten; es ist mir zu reich, zu gewaltig; ich erzähle Dir bloß von meiner heiligen Insel, auf der ich jeden Tag landen werde, der sixtinischen Kapelle. Erwarte keine Beschreibung, keine Abhandlung, keine Objektivität! Vernimm nur das Echo, das diese Stimmen einer vergangnen Welt in meiner Brust weckten.

2. September

Gestern war ich zum ersten Mal in der sixtinischen Kapelle. Eine Stunde lang ganz allein in dieser hohen und heiligen Versammlung göttlicher und halbgöttlicher Wesen, deren man sich nicht würdig fühlt. Wenn unserm Lehrer Jakob Burckhardt in der Begeisterung manchmal die Worte ausgingen, dann sagte er uns mit bewegter Stimme: „Ja, meine Herren, das muß man gesehen haben." So schreibe ich Dir auch. Reden, Schreiben ist nichts; ich kann nur schauen, schauen! Und erst allmählich kommt das begreifende Denken nach und findet auch genug zu thun.

Die Kapelle ist so reich an Kunstwerken, daß sich an ihrer Hand eine Kunstgeschichte des quattrocento schreiben ließe. Ich schweige von dem allem. Was die Botticelli, Pinturicchio, Ghirlandajo, Perugino da gemalt haben, kannst Du überall nachlesen. Nur von den Gestalten will ich Dir erzählen, zu denen ich eine Art persönliches Verhältnis gewonnen habe — und hinter diesen steht Michelangelo. Zu ihm selbst in seiner tragischen Größe gewinnt man hier ein persönliches Verhältnis wie nirgendwo sonst. Denn wenn irgend welche, so tragen diese Gestalten Gedanken von seinen Gedanken in der Brust. Zu dieser Erkenntnis wird man geradezu genötigt, wenn man seinen Jeremia ansieht. Du kennst jenen Propheten, der uns menschlich am nächsten steht mit seiner weichen Seele und den bittern, fast widerwillig ausgestoßenen Worten. Hier sitzt er in einer Nische, tief nach vorn niedergebeugt, als ob ihm die schweren Gedanken auf den Schultern lasteten, das sorgenvolle Haupt auf die eine Hand gestützt, die andere lässig, thatenlos im Schoße liegend, denn jetzt giebt es nichts mehr zu thun als trauernd nachzudenken über den Fall seines Volkes. Man glaubt nicht, daß dieser Mann wieder aufstehen werde — ein ergreifendes Gegenstück zum Mose in S. Pietro in vincolis, wo man jeden Augenblick das Aufspringen des Gewaltigen und das Losbrechen seines Zornes fürchtet. Von dem schwanken Gerüste des Kunstgelehrten, der im Auftrag des deutschen Reiches ein Werk über die Sixtina herausgiebt, versuchte ich dem Gewaltigen in die Augen zu sehen. Umsonst — er ist zu tief über seinen Gram gebeugt. Jeremia kann noch lange, lange so dasitzen und wird nimmer ein Wort sagen, oder wenn er es thut, so spricht er jene Worte im 20. Kapitel: Verflucht sei der Tag, darinnen ich geboren bin, verflucht sei der, so meinem Vater eine gute Botschaft brachte und sprach: Du hast einen jungen Sohn, daß er ihn fröhlich machen wollte.

Ohne Freunde, ohne das Verlangen nach solchen ist er ein einsamer Mann geworden, zum bloßen, fruchtlosen Nachdenken verdammt, das ihm zur Qual wird. Wohl dem, der nicht über solche Dinge nachdenken muß wie er. Alles erscheint ihm eitel, auch dieses ruhelose Nachdenken. Ich wüßte in der ganzen Kunstgeschichte keine Gestalt, in welcher ein so mächtiges Wollen in so totaler Resignation dargestellt wäre.

Man kann sich nicht helfen, man sagt sich, das ist Er, Michelangelo. Auch er kannte den Schmerz, über die verlorne Größe seines Volkes trauern zu müssen, auch er kannte jene große Einsamkeit um sich her, die die Größten begleitet, und die ihn noch härter drückte, als er auch Vittoria Colonna verloren hatte. Auch er litt an der schmerzlichen Erkenntnis der Eitelkeit alles irdischen Bemühens, auch des großen und ruhmreichen, wie er uns in einem Sonnette verrät: le favole del mondo m'hanno tolto il tempo dato a contemplar Jddio.*) Die Tragik einsamer Größe.

5. September

Ich brannte heute vor Ungeduld, wieder in die Sixtina zu kommen. Und doch konnte ich nicht anders denn langsam über den Petersplatz gehen, auf dem es immer hoher Festtag zu sein scheint, auch wenn kein Gedränge auf ihm hin und herwogt. Ich war gestern im vatikanischen Museum und habe den Donnerer und seinen Götterkreis gesehen: die göttliche Schönheit der menschlichen Gestalt! Aber sie alle sind Einzelne unter Vielen. Die Gottheit aber, die in der Sixtina waltet, ist einzig; es ist die, die Himmel und Erde schafft durch ihr allmächtiges Wort. Den gewaltigsten Stoff, den es geben kann, hat Michelangelo gewählt, die Schöpfung der Welt. Er braucht Götter, Propheten und Heroen, um der Gestaltungskraft seiner Natur gerecht zu werden und ihr einen Stoff zu geben, der ihrer würdig ist. Ich kann mir nicht denken, daß er wie ein Niederländer vielleicht ein strickendes Mädchen hätte malen können. Welche Erfordernisse braucht es, um ein Bild Gottvaters darzustellen, das unsern religiösen Sinn nicht verletzt! Gottes Allmacht kann der Künstler nie durch Kolossalität der Gestalt zum Ausdruck bringen, das wäre bloß ein Riese. Michelangelo sucht sie darzustellen durch die gewaltigste Bewegung, die unmittelbar Schöpfung zur Folge hat. Aber man fühlt, diese Bewegung wird nicht durch eine äußere Ursache, etwa einen Sturm, hervorgerufen, sondern sie trägt ihren Grund in sich selbst. Man ist ganz überzeugt, daß dieser majestätischen Bewegung das Leben auf dem Fuße folgen muß, daß auf das Wort dieser grandiosen Gestalt eine Welt entsteht. Wen sie mit den segenschweren Händen segnet, der ist gesegnet. Sie zeigt nicht die Segensgeberde der Bischöfe, die nur mit aufgehobenem Zeigefinger das Volk segnen: mit vollen, ausgebreiteten Händen streut sie Segen herab.

Die grenzenlose Güte und Liebe Gottes zeigt sich in der Schöpfung des Menschen. Man sieht, Gott schafft den Menschen, um ihn zu lieben. In einer Wolke göttlicher Wesen fährt er heran, darunter ist ein schöner Engel, dem man im Himmel wieder begegnen möchte. Indem er den Arm ausstreckt, weckt er Adam zum Leben auf. Dieser liegt in vollendet schöner Gestalt nackt an einem Felsenhange und hebt noch schlaftrunken seinen Arm dem göttlichen entgegen. Göttliche Kraft scheint allmählich durch diese Bewegung in ihn überzufließen. Der Gedanke an einen überspringenden Lebensfunken drängt sich uns im Zeitalter der Elektrizität von selber auf. Wie wunderbar erfunden muß uns aber dieser Gestus bei Michelangelo erscheinen, der davon noch nicht einmal träumen konnte! Bei jeder anderen schöpferischen Belebung Adams, etwa durch Einhauchen des Atems, kommt ein Moment zu kurz. Das zeigt sich z. B. in jener Darstellung im Dom zu Mon Reale, wo der Atem als ein dicker Strich zu Adam hingeht und dabei natürlich für den Beschauer unterwegs an Kraft und schöpferischer Unmittelbarkeit verliert, aber auch bei der Marmorgruppe Eberleins, wo der Vorgang so ins Menschliche übersetzt ist, daß darunter die Mystik des gottmenschlichen Verkehrs und die geistige Ueberlegenheit Gottes leidet. Wir staunen mit den seligen Engeln, die in Gottes fliegenden Mantel geschlungen zuschauen, über das Wunderwerk göttlicher Schöpferkraft, das da entsteht. Und wir fühlen mit Adam, wie allmählich Kraft in seine Glieder strömt und Geist in den schönen Körper. Noch kann er seine Glieder kaum gebrauchen, so herrlich sie gebildet sind, noch ist sein geistiges Wesen nicht zum klaren Denken erwacht, er ahnt bloß, daß er wird. Hast Du schon einen jener fragenden, unergründlichen Kinderblicke gesehen, die Unsagbares zu wissen scheinen und nicht begreifen, wie sie in diese Welt hineingeraten sind? So schaut Adam mit fragenden Blicken in die junge Welt, magnetisch angezogen von Gottes ausgestreckter Vaterhand.

Wie lange dauerte es, bis er sich von der Erde, aus den Niederungen des Lebens erhob und sich zu seiner ganzen geistigen Größe aufrichtete!

Das künstlerische Genießen steht ebenso wie das künstlerische Schaffen, ebenso wie religiöser Glaube über aller Reflexion und Kritik und schöpft in herrlicher Naivität bloß aus dem Strom der Empfindungen, der der Seele zufließt.

Wie unendlich tiefsinnig hat Michelangelo den Unterschied in der Schöpfung des Mannes und des Weibes darzustellen vermocht! Währenddem Adam mit noch schlaffen Gliedern an der Erde liegt, springt Eva so zu sagen mit einem fröhlichen Sprunge ins Leben hinein. Als ob sie aus der Seite des schlafenden Adam trete, kommt sie aus dem Hintergrund hervor, um Gott anzubeten. Man denkt dabei an Ghibertis Erzthüren in Florenz, aber wie unendlich viel geistiger ist der

*) Die Fabeleien der Welt haben mir die Zeit geraubt, die mir gegeben war, um mich in Gott zu vertiefen.

Vorgang hier! Währenddem eine ungelöste Melancholie auf Adams Antlitz liegt bei seiner Schöpfung, gleich als ob er Alles, was kommen wird, vorausahnte, dankt Eva gleichsam in bereits erwachter Lebenslust dem Schöpfer dafür, daß er sie ins reiche Leben hineingestellt hat. Michelangelo hat in tiefer Selbst- und Lebenserkenntnis dem Manne jenen Zug der Melancholie verliehen, dem Manne, der sein innerstes Wesen nicht begreift und qualvoll über den Zwiespalt in sich selbst und in der Welt nachdenken muß. Denke Dir einen Augenblick Dürers Melancholie daneben!

6. September

Ich las heute die Geschichte vom Sündenfall, eine der tiefsinnigsten in der Weltlitteratur, die auch der Malerei unerschöpflichen Stoff geliefert hat. Was für seelische Regungen kommen da zum Ausdruck! Wenn man die Geschichte mit den kleinsten Schritten abmißt und in ihre einzelnen Momente auflöst, so gäbe jeder ein besonderes und berechtigtes Bild. Das Schauen, die wachsende Begierde, der Zweifel, der Fall, der Genuß, das erstmalig erwachende Bewußtsein innerer Schuld, die Scham, die Furcht — jeder dieser Momente wäre der Darstellung würdig und stellte die höchsten Anforderungen an die Kraft des Künstlers. Michelangelo hat zwei dieser Momente herausgegriffen und — in ausgleichender Gerechtigkeit — sich gegenübergestellt: Sünde und Strafe. Da liegt Eva, in süßer unbewußter Sinnlichkeit, unbehütet vor der Schlange, unbehütet vor sich selbst. Adam, der sie wohl hüten sollte, ist wie sie selbst noch jenseits von gut und böse. Die Begierde ist zu der Stärke angewachsen, daß sie das Bewußtsein der Sünde übertäubt. Die Hände strecken sich wie von magischer Gewalt angezogen nach den Aepfeln am Baum der Erkenntnis aus — und die That ist geschehen, die Sünde ist in der Welt. Und doch muß man sie lieben, diese sündigenden Menschenkinder, vielleicht weil man fühlt, daß man Fleisch von ihrem Fleisch ist.

Auf demselben Bild sieht man die Strafe: Die Menschen werden aus dem Paradiese vertrieben. Auch hier ist der Unterschied fein angedeutet, wie Adam und Eva die Strafe tragen. Adam, in vollem Bewußtsein der Schuld, geht mit abwehrender Geberde, ohne umzusehen vor dem strafenden Engel her, er scheint die Strafe als furchtbar, aber gerecht anzuerkennen. Eva aber, die den schönen Rücken furchtsam krümmt, scheint leise zu jammern und nicht recht einzusehen, warum sie eigentlich aus dem Garten fort muß, sie hat ja doch nur einen Apfel gegessen!

Währenddem oben in der Mitte der Decke diese weltbestimmenden Dinge geschehen, sitzt eine erlauchte Versammlung von Propheten, Sibyllen und Genien in den aufgemalten Nischen der Seitenwände und ist, jedes auf seine Art, in geistige Arbeit versunken. Michelangelo hat hier nach Grimms schöner Deutung eine ganze Stufenleiter menschlichen Erkennens dargestellt vom tiefsten, fruchtlosen Dahinbrüten bis zum höchsten ekstatischen Schauen. Man möchte sich gerne hinter diese lesenden und schreibenden Propheten und Sibyllen stellen, um über ihren Rücken in ihre geheimnisvollen Rollen und Bücher hineinzuschauen, in denen wunderbare Dinge aufgeschrieben sein müssen.

9. September

Du fragst mich, wann ich Dir Etwas über das Weltgericht sagen werde, das sich riesengroß an der hintern Wand der Kapelle erhebt. Fast möchte ich antworten wie Michelangelo, als der Papst ihn immer ungeduldiger fragte, wann er denn diese Bilder zu Ende bringen werde: Wann ich kann, antwortete Michelangelo und brachte dadurch den jugendlich ungeduldigen Greis in solche Wut, daß er ihn am liebsten vom Gerüst heruntergestürzt hätte.

Das jüngste Gericht ist in gewissem Sinne ein Gradmesser für die Phantasie des Künstlers. Ein einziger Akt, der Richterspruch, soll in einer Menge von Gestalten einen Ausdruck finden, der sich nicht wiederholt. Nur zwei Gegensätze sind gegeben: Seligkeit auf der einen, Verdammnis auf der andern Seite. Die schaffende Phantasie steht also vor der schweren Aufgabe, eine Stufenleiter der Seligkeit und der Verzweiflung darzustellen, währenddem gleichzeitig die ganze Handlung sich bezieht auf die zentrale Gestalt des Richters. Dabei ist aber der Phantasie eine Schranke gesteckt, die überschritten zu haben den Fehler so manches der vielen Bilder des jüngsten Gerichtes ausmacht, auch des großen Bildes von Rubens, das Du kennst. Denn unser ästhetisches Empfinden verträgt es nicht, alle die scheußlichen Ausgeburten der Hölle und alle die Raffiniertheiten teuflischer Quälereien im Bilde dargestellt zu sehen. Gegenüber den möglichen und unmöglichen Verrenkungen und Torturen anderer Bilder, worin sich die Bestialität oft gar herrlich offenbarte, hat Michelangelo hier die Zurückhaltung des Künstlers bewahrt. Der Haupteindruck, den man in dieser Beziehung erhält, ist der, daß es steigt und hinaufstrebt in selige Regionen, daß es sinkt in die Verdammnis hinab, die Sünder sind schwer, sie sinken kraft ihrer Sündenschwere, die Seligen steigen kraft ihres Zuges zum Guten. Nun aber diese ungeheure Spiegelung der Gedanken Seligkeit und Verdammnis in mehr denn dreihundert Gestalten! Du weißt, daß der geistige Vater aller italienischen Bilder des jüngsten Gerichtes Dante ist. Sein Geist waltet auch in diesem Gewoge steigender und sinkender Menschenleiber.*) Eine der Verdammten, die langsam sinkend, mehr an unsäglicher Wehmut, denn an höllischer Verzweiflung zu leiden scheint, erinnert mich auch unwillkürlich an jenen berühmten Vers im Inferno:

> nessun maggior dolore
> che ricordarsi del tempo felice
> nella miseria.**)

Das Zentrum, von dem die ganze ungeheure Bewegung des Bildes ausgeht, ist der richtende Christus, mächtig, auffahrend vor innerer Bewegung und göttlichem Zorn. Mit verdammender Geberde scheint er zu sagen: Geht hin, ihr Verfluchten! Eine Gestalt, vor der Einem bange wird! Wenn man Gottes unendliche Güte und Milde auf den Deckengemälden gefühlt hat, so sucht man auch auf diesem Bilde hoffend nach der süßen Gnade, aber man findet sie nicht. Maria, die sie anzudeuten scheint, hat sich das Haupt verhüllt, und die Heiligen und Seligen, die heranschweben, legen keine Fürbitte ein, sie sind auch weniger von der ruhigen Seligkeit des Augenblicks durchdrungen wie etwa bei Fiesole, sondern sie scheinen unter Vorweisung ihrer Verdienste und Marterwerkzeuge ihren Lohn zu heischen. Es sind hünenhafte Greise darunter, die nicht hinfällig oder abgezehrt, sondern bloß alt, sehr alt sind.

Auf der untern Hälfte des Bildes herrscht Entsetzen und Verzweiflung. Racheengel fahren hernieder und blasen, als müßte die Welt in Stücke gehen. Dämonische Teufel ziehen die Unglücklichen nieder. Der Höllenrichter Minos, von Schlangen umwunden, erwartet die schwarzen Scharen, die Charon — was für ein zeitgemäßer Synkretismus drückt sich in dieser Gestalt aus! — mit Schlägen seines Ruders aus der Barke treibt. Aus dem Boden quillt es heraus in immer neuen Haufen, die allmählich wieder mit ihrer Leiblichkeit bekleidet werden. Den Meisten wird es so gehen, wie gegenüber Dantes Divina comedia: das Inferno wirkt intensiver auf das Interesse als das Paradiso. Das mag zum Teil seine psychologische Begründung darin haben, daß im Inferno immer noch viel bewegtes Geschehen stattfindet, währenddem im Paradiso die selige Ruhe herrscht.

Das Ganze wirkt sowohl durch die Darstellung als durch die Wucht der Gedanken selbst seelenerschütternd. Wer darf den Heiland so malen, als wer sich vor seinem Richterspruche geborgen weiß! Der dies irae war in der Hand der Kirche ein furchtbares Zucht- und Schreckmittel für die unmündigen Völker. Sie verstand es, auch durch Bilder zu predigen. Eine

*) Und es ist ein gewaltiger Geist und ein eigentümlicher Mut des Glaubens, der es wagen durfte, schon den Zeitgenossen, Königen und Päpsten, ihren Platz im Himmel oder in der Hölle anzuweisen, ebenso wie bei Fiesole, der Gegner seines Ordens skrupellos in die Hölle gesetzt hat.

**) Kein größerer Schmerz als sich im Unglück glücklicher Tage zu erinnern.

Menge von religiösen Vorstellungen und Stimmungen mögen sich direkt unter dem Einfluß der kirchlichen Kunst gebildet haben.

Man wendet sich von diesem furchtbaren Drama gerne zu den Deckengemälden und jener Gottheit zurück, in deren Angesicht geschrieben steht, daß ihre Liebe und Güte kein Ende haben kann.

Vale! Adolf Keller

Zur Polenfrage

Schlußwort

Nur um ein vorläufiges Schlußwort kann es sich handeln. Unversehens sind wir durch die Schul-Affäre von Wreschen und das Gnesener Urteil in diese Verhandlung hineingeführt worden. Die Sache ist ernst genug und wird uns festhalten; aber wir haben in voriger Nummer gesagt, weshalb wir jetzt abbrechen: um der unverschämten Uebertreibung und Ausnützung willen, die der Wreschener Fall durch Polen und Genossen sonderlich im Auslande erfährt. Diesem Fanatismus Wasser auf die Mühle zu leiten macht uns wahrhaftig keine Freude.

Es lohnt aber auch sonst, jetzt abzubrechen und dieselben Fragen später wieder aufzunehmen. Ich habe eine Menge wertvoller Briefe und Dokumente bekommen. Ich danke herzlich dafür. Aber ihre Durcharbeitung fordert Zeit. Und vor allem, es haben sich mir Aussichten eröffnet auf wertvolle weitere Orientierung. Wir kommen also etwa im Herbst neu gerüstet auf diese Sachen zurück, und Alles, was in diesem vorläufigen Schlußwort gesagt ist, soll nur unter der Bedingung gelten, daß wir uns jeder weiteren Belehrung offen halten.

1. Die Schulfrage

Ueberall weht Gottes Hauch;
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb ich meine Lieder kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech ich wie der Mutter Mund!

So hat Ernst Moritz Arndt gesungen. Ich meine, er hat damit ein deutsches Empfinden als deutscher Mann ausdrücken wollen, das wir auch andern Völkern gegenüber gelten lassen sollten.

Dies also wäre unser Prinzip: Religion in der Muttersprache! Aber indem wir uns auf den Boden der Wirklichkeit stellen, wissen wir recht wohl, daß das Prinzip nicht überall durchzuführen ist. In gemischt-sprachigen Gegenden oder für versprengte Familien immer darum zu sorgen hat der Staat einfach die Mittel nicht. Kann auch für so große Distrikte wie die polnischen im Osten der preußischen Monarchie das Ausnahmerecht gelten?

Es ist schwer mit Fachmännern zu streiten. Wenn der verehrte Herr Rektor in Nr. 1 Recht hat, so habe ich mir die technischen Schwierigkeiten für die Einführung des deutschen Religionsunterrichts in den höheren Klassen der deutsch-polnischen Volksschule zu groß vorgestellt. Die polnischen Kinder lernen offenbar bei dem Sprachtalent der slavischen Völker das Deutsche leicht und sprechen es nach einigen Schuljahren annähernd wie deutsche Kinder. Sie sind insonderheit auf dieser Stufe durch die Handhabung der deutschen Sprache im sonstigen Unterricht dahin geführt, daß sie den Katechismusunterricht auf Deutsch besser verstehen als auf Polnisch. Sehr interessant war mir dafür ein Aufsatz, den allerdings auf Grund oberschlesischer*) Erfahrungen 1894 Herr Lehrer Julius Schink in Breslau in der Schlesischen Schulzeitung veröffentlicht hat — er ist dafür dekoriert worden! — über die Frage: „Sollen die polnischen Schüler in den preußischen Schulen den Religionsunterricht in deutscher oder polnischer Sprache erhalten?“ **) Ich will also glauben, daß die polnischen Kinder auf den Oberstufen vielerwärts so ausgebildet sind, daß der Religionsunterricht in deutscher Sprache ihnen annähernd so verständlich ist wie dem deutschen Kinde und sogar an Verständlichkeit für sie einen polnisch zu erteilenden Religionsunterricht übertrifft. Umgekehrt erkenne ich an, daß die Forderung durchgängig polnischen Religionsunterrichts, also auch polnischen Katechismusunterrichts auf der Oberstufe, die Einfügung polnischer Sprachstunden auf derselben Stufe mit sich führen müßte.

Ich nehme also an, daß die Schule in unsern polnischen Gebieten eine wirklich deutsche ist und der Unterricht in den Händen deutscher Lehrer liegt. Ich nehme an, wir haben dort eine Volksschule, die es wirklich dahin bringt, daß die bei ihrem Eintritt nur polnisch redenden Kinder trotz polnischer Umwelt als deutsch redende die Schule verlassen. Ich nehme an, daß die Volksschule dort nach Regulativ und Lehrkörper gemeint und angelegt ist rein als Werkzeug entschlossener Germanisation. Dann wage ich den Satz „Religionsunterricht nur in der Muttersprache“ in dieser Allgemeinheit nicht aufrecht zu erhalten gegenüber einem Zustande, wo die Schule eine Fremdsprache als die siegreiche Sprache seiner Zukunft dem Kinde so einpflanzt, daß schon während der Schulzeit die neue Sprache für das Kind verständlicher, reicher, vertrauter wird als die Sprache, die es von seiner Mutter hat.

Sind aber wir Deutschen in Posen usw. in der Lage, so das Ziel der Volksschule zu stellen? Und sind wir auf dem Wege, es durch die gegenwärtige Schulpraxis zu erreichen?

Das ist die Frage.

Die Vorgänge in Wreschen allein entscheiden nicht. Es wäre möglich, daß ein besondrer Fall von Mißleitung und Aufhetzung dort den Widerstand verschuldete. Hier kann nur die Gesamtlage entscheiden. Es ist eine Question du fait, in der ich Zurückhaltung üben muß. Aber so viel ist sicher, daß, was technisch möglich und, wo tüchtige Kräfte die Arbeit thun, vielleicht wirklich ist: die Umbildung polnisch redender Kinder zu deutsch redenden durch die Volksschule — darum noch lange nicht gut, erlaubt, für den letzten Zweck ausreichend und also politisch klug ist.

Wie aber, wenn das Ziel nicht erreicht würde und trotz der deutschen Volksschule die Polen Polen blieben? Müßte dann nicht irgendwo ein Fehler liegen? Und würde sich dann nicht von neuem die Erwägung einstellen, ob es nicht besser sei, für den Religionsunterricht die Muttersprache zuzulassen? Und zwar dann freilich mit allem Zubehör, d. h. mit einer minimalen Beigabe auch polnischen Sprachunterrichts?

Weiter, würde das Interesse am Deutschen in der Volksschule sich nicht in diesem Falle darauf herabmindern, daß die polnischen Kinder die herrschende Staatssprache freilich kennen lernen müssen? Aber welches Interesse haben wir in aller Welt daran, daß jene Polen, die doch Polen bleiben, perfekt Deutsch lernen?

So führt die Schulfrage rasch genug in die Politik hinüber.

2. Die Staatsfrage

Morgen*) wird im preußischen Abgeordnetenhause wegen der Vorgänge in Wreschen interpelliert werden. Jedermann im Lande weiß im voraus, welche Reden hinüber und herüber gehalten werden mögen. Die Polenfrage ist alt und schwer; der Staat ist immer dabei sie zu lösen; daß wir heute darin eine glückliche Hand hätten, behauptet Niemand. Die mit Wreschen und Gnesen zufrieden sind, wissen im Grunde Nichts dabei zu loben als daß die Regierung Festigkeit zeige**) und leben der sehnlichen Hoffnung auf härtere Maßregeln.

---

*) Man wird doch die Zustände in Oberschlesien von denen in Posen und Westpreußen zu unterscheiden haben.

**) Uns zugänglich geworden durch freundliche Uebersendung eines vollständigen Abdrucks in der Frankfurter Schulzeitung Nr. 15 vom 1. August 1894.

*) Geschrieben also am 12. Januar.

**) Notabene je 2, 3 oder 4 Schläge auf die Hand mit einem dünnen Rohrstock! vgl. Nr. 52 v. J. Dafür sind die Kinder dann reichlich fetiert worden. Eine großartige Weihnachtsbescherung fand statt, die Verteilung geschah durch Gräfin Poninska, Gräfin Mycielska und Frau Koscielska, die Gattin des bekannten Herrenhausmitgliedes v. Koscielski. Der Widerstand der Kinder in der Schule dauert fort. Und dabei redet man davon, daß die Regierung „eine feste Hand

Zwei Thatsachen geben uns besonders zu denken.

1. Erstens das Herabsehen auf die Polen („Polacken“) als eine minderwertige, kulturunfähige, wohl auch echter Frömmigkeit nicht zugängliche Rasse. Ich gestehe, daß ich das ebensowenig als Christ wie als gebildeter Mensch mitmachen kann. Als Christ nicht, weil ich jede Menschenrasse für fähig halte, zu einer echten und innigen Frömmigkeit nach dem Sinn unsers Herrn Jesus Christus durchzudringen. Das mag für Andre Thorheit sein, aber in unserm Leserkreis erwarte ich Verständnis dafür, und wo es nicht vorhanden sein sollte, wird jedenfalls die Leitung dieses Blattes den Standpunkt immer fest halten. Aber auch als gebildeter Mensch mache ich jenes hochmütige Absprechen nicht mit. Denn die Geschichte lehrt, daß Völker genug an ihrer Kulturseligkeit zu Grunde gegangen sind, und daß barbarische Nationen statt ihrer sich zu Tische gesetzt haben. Welche Zukunft den slavischen Völkern beschieden ist, welche Gefahr insbesondere unsrer deutschen Nation und Kultur von ihnen droht: wer will das sagen! Nun haben zwar gerade die Polen durch ihre Geschichte scheinbar ihre politische und wirtschaftliche Untüchtigkeit erwiesen. Aber wie, wenn sie inzwischen Manches gelernt hätten? Wenn gerade wir Deutschen mitsamt unsrer deutschen Volksschule ihnen die besten Erzieher wären? Ist es nicht Thatsache, daß das zwei Sprachen beherrschende Geschlecht, das aus der deutschen Schule an unsren Ostmarken hervorgeht, sich als überaus leistungsfähig erweist? Steht nicht wie aus der Erde gewachsen ein polnischer Mittelstand jetzt dort in siegreicher Konkurrenz mit den Deutschen, während es früher im Polenstaat niemals einen solchen gab? Ist das staatsmännisch, patriotisch, des höheren Kulturstandpunkts würdig, daß man vor solcher Thatsache, vor der Thatsache der inneren Erstarkung des polnischen Volksteils in unserm Vaterlande, die Augen zuschließt? Oder daß man meint, diesen innern Prozeß mit äußeren Mitteln unterbinden zu können?

Aber noch Eins zu der Verachtung des Polacken, was wieder unsern Leserkreis und gesinnungsverwandte Leute besonders angeht. Ich habe seit zwei Jahrzehnten immer wieder ungesucht bei verschiednen Gelegenheiten von polnischen Gemeinden im Posenschen gehört, die von Alters her evangelisch sind — und immer nur ein reines, zum Teil begeistertes Lob ihrer Frömmigkeit vernommen. Also kann es doch wohl nicht am polnischen Blute liegen, wenn man den Zug innerlicher Frömmigkeit bei der polnischen Masse vermißt?

Es muß doch wohl an ihrer Religion liegen? Aber selbst von dem katholischen Teil glaube ich einfach nicht das Urteil, das in voriger Nummer steht, und das ich persönlich so sehr bedauert habe wie Nichts in dieser Debatte, nämlich jenes Urteil, das ohne jede Einschränkung der polnischen Mutter die Fähigkeit zu innigem Gebetsleben mit ihren Kindern abspricht. Mag Unwissenheit, Aberglaube, Fanatismus irgendwo im Volke noch so arg herrschen: so darf man nicht urteilen über das, was in den Tiefen des Gemüts möglich oder unmöglich ist.*)

Damit aber sind wir schon bei dem Andern.

2. Es wird in der offiziösen und alldeutschen Presse fortwährend wider die Polen geschrieben, desgleichen von den Regierungstischen wider die Polen geredet und schließlich selbst in der Gesetzgebung wider die Polen Beschluß gefaßt. Aber von der römischen Kirche in Deutsch-Polen und von der Rolle, die sie in der Sache spielt, redet man nicht. Das heißt, man ist viel zu diplomatisch — je höher hinauf desto mehr — das zu thun. Man hat auch allen Grund dazu. Aber ehrlich und die Klarheit der Sache fördernd ist es nicht.

Was macht alle friedlichen und Kampfes-Maßregeln zur Ueberwindung der polnischen Gefahr im preußischen Osten illusorisch? Was vernichtet insbesondre auch den politischen Erfolg der deutschen Volksschule? Einzig und allein die römisch-katholische Kirche. Einzig und allein die Priesterherrschaft, die in jenen Gebieten ohne Konkurrenz ist, und die den Irrtum nicht nur duldet, sondern schützt und nährt, daß „polnisch“ und „katholisch“, „protestantisch“ und „deutsch“ dasselbe sei.

---

zeigt“. Wenn aber Ausweisung der Renitenten gefordert wird, so wünschen wir nur, daß diese Maßregel zuerst auf die Poninska, Mycielska und Koscielska angewendet werde, und nicht auf das arme Volk. Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

*) Ob es denn ganz zufällig ist, daß gerade ein Slave den Begriff der „Mutterschule“ geprägt und die Erziehungs-Fähigkeit der Mutter wie Keiner vor ihm gewürdigt hat? Es war der mährisch-polnische Bischof Komensky, den wir ja freilich als Comenius verehren.

Der polnische Katholizismus oder das katholische Polentum erhebt gelegentlich gegen die preußische Regierung die Anklage auf Protestantisierung des polnischen Volkes, seis wegen der Ansiedlung Deutscher auf angekauften polnischen Gütern, seis wegen der Arbeit in den Staatsschulen. Niemals wird die Regierung zugeben, daß eine solche Tendenz vorhanden sei, und offenbar ist sie nicht vorhanden. Man sucht bei den Ansiedlungen ängstlich Parität zu wahren, obwohl man ganz genau weiß, daß der katholische Deutsche das Bollwerk gegen den Polonismus nicht ist, das man braucht und will. Rücksicht auf das Zentrum hindert die einzig sachliche Politik, die geboten wäre, wenn man die Polen zu preußischen Staatsbürgern haben will: die Niederwerfung der Uebermacht des römisch-polnischen Klerus. Man reizt und quält das polnische Volk, das durch seine Kirche fanatisiert wird, und wagt nicht vorzugehn gegen die Kirche, die es fanatisiert.

Dies ist die Lage. Was aber wollen wir? Einen neuen Kulturkampf?

Es sind zwei Möglichkeiten. Entweder eine wirklich rücksichtslos das alleinige Staatsinteresse verfolgende und darum offen protestantische Politik. Sie müßte das polnische Volk in Sprache und Art gelten lassen, nicht auf Germanisierung ausgehen, sondern auf endgiltige Annexion und Assimilation an den preußischen Staatskörper, indem man jeder Sonderregierung des Klerus und des mit ihm verbündeten polnischen Adels ein Ende macht. Schonung also des Volks, des Demos, und Kampf wider seine jetzigen Herren.*) Diese Scheidung mag schwer genug sein, aber eine mutige und starke Regierung täuscht sich nicht über ihren wahren Feind und fürchtet sich nicht vor dem Entscheidungskampf.**)

Die andere Möglichkeit ist die, daß man den deutschen Katholizismus zum Bundesgenossen gewinnt gegen die polnische Sonderkirche. So wichtig für das Zentrum als katholische Partei im Reich der Rückhalt sein mag, den sie an der polnischen Fraktion hat, und so innig die beiden durch die Waffenbrüderschaft der vergangenen Jahrzehnte mit einander verbunden sind: dies Bündnis braucht nicht für die Ewigkeit zu sein. Es giebt schon heute deutsche Katholiken, die das Unnatürliche und Unerträgliche in der Gleichsetzung von Polentum und Kirche durch den polnischen Klerus empfinden, bis in die deutsche Priesterschaft hinein. Die Behandlung, die deutsche Katholiken unter den polnischen Glaubensbrüdern erfahren, empört manches katholische Herz. Ich habe eine Reihe Aeußerungen aus deutschen katholischen Zeitungen zur Hand, die an Deutlichkeit in dieser Richtung Nichts zu wünschen übrig lassen.***) Und ich

---

*) Hoffentlich kommt die Sozialdemokratie nicht zuvor!

**) Damit widersprechen wir nicht uns und unserm in Nr. 52 proklamierten Satz: „Religion soll nicht als Mittel der Politik gebraucht werden.“ Es handelt sich darum, daß die, welche sich verschieden verhalten, verschieden behandelt werden müssen. Dies politische Grundgesetz kann kein Paritätsideal aufheben.

***) Es ist auch der Beachtung wert, wenn der Vatikan-Korrespondent der Italie in Rom in dem gegenwärtigen Moment die preußische Regierung in Schutz nimmt und die polenfreundliche Bewegung in Italien als eine Mache der von der Rampollaschen Clique geleiteten polnischen Hetzpriester darstellt. Wie diese, unterstützt von der in Rom lebenden polnischen Aristokratie, arbeitet, ist in der Frankfurter Zeitung wiederholt geschildert worden. „Die preußische Regierung kennt dieses Treiben der edlen tonsurierten Polen ganz genau und hat schon oft im Vatikan dagegen Vorstellungen erhoben. Ich selbst habe von einem national gesinnten deutschen Geistlichen höheren Ranges bewegliche Klagen über die schamlose Agitation des polnischen Klerus gehört, die er in den Bergwerksbezirken Deutschlands kennen und gründlich hassen lernte. Der Vatikan-Korrespondent der Italie weist auch mit berechtigter Ironie auf die Thatsache hin, daß der Vatikan die Polen — in Rußland immer zum Gehorsam gegen die Behörden auffordert, den Polen in Preußen gegenüber aber stets schweigt. Natürlich, es handelt sich ja auch um Deutschland, das

möchte den deutschen Katholiken zurufen: ist es nicht eine Schande für den gesamten deutschen Katholizismus, daß er sich diese brutale Verhöhnung gefallen läßt, die in der Losung: Polnisch ist Katholisch und Katholisch ist Polnisch! für ihn liegt? Der deutsche Katholizismus kann sich das auf die Dauer nicht gefallen lassen, wenn er Ehre im Leibe hat und wenn gerade der Internationalismus seiner Religion, auf den er stolz ist, ihm ein Stück seines Glaubens bleiben soll. Rührt und wehrt sich aber der deutsche Katholizismus gegen jene Anmaßung und Verzerrung des eignen Kirchenprinzips nicht, was wird die Folge sein? Schließlich wird Niemand anders den Gewinn davon haben als der Protestantismus. Es wird gehen wie in Oesterreich, wo der Verrat der römischen Kirche am Deutschtum die Los von Rom-Bewegung gezeitigt hat. Man sage nicht, in Posen sei derlei nicht möglich. Vor zehn Jahren hätte auch von Böhmen Jedermann gesagt, dort sei dergleichen unmöglich.

Es ist von uns durchaus ehrlich gemeint, wenn wir dem deutschen Katholizismus diese Aufgabe in unserm Osten zumuten. Denn wir bilden uns nicht ein, daß die konfessionelle Teilung im Deutschen Reich in den nächsten Generationen sich wesentlich ändern werde. Wir rechnen auch mit der politischen Bedeutung, die der Katholizismus durch das Zentrum jetzt bei uns im Reiche und in Preußen hat. Hier aber ist die Gelegenheit für das Zentrum, seinen deutschen und preußischen Patriotismus zu bewähren: positive Mitwirkung an der Lösung der Polenfrage. Die Lösung liegt auch im eignen kirchlichen Interesse, und eben darum kommen die deutschen Katholiken um diese Probe nicht herum. Denn sie dürfen, wenn sie ihre Religion lieb haben, nicht auf die Dauer dulden, daß in Posen der deutsche Katholik um seiner deutschen Sprache und Herkunft willen nicht als Katholik gilt. Versäumt der deutsche Katholizismus den Zeitpunkt, wo er sich gegen diesen Unfug wehren muß, so wird sich das an ihm rächen. Und was die heutige Regierung unter den heutigen Verhältnissen freilich nicht wagen wird, das wird eine künftige Regierung unter veränderten Verhältnissen zu unternehmen gar nicht umhinkönnen: eine entschlossen protestantische Polenpolitik. Nicht um der schönen Augen des Protestantismus willen, nicht aus konfessioneller Eroberungssucht, sondern im rein nationalen Interesse, einzig aus dem Triebe der Selbsterhaltung heraus.

Dies die Gesichtspunkte, die sich uns bisher als die wichtigsten ergaben. Sie rechnen mit Entwickelungen, die nicht über Nacht kommen werden. Aber sie haben wenigstens nichts zu thun mit der Politik der kleinen Mittel von heute, die uns anmutet wie ein Herumgehen um den heißen Brei und die eine unaufhörliche Stärkung des Polentums zur sichtbaren Folge hat.

R

Nachschrift. Inzwischen hatten wir also eine dreitägige Polendebatte im preußischen Landtage. Soweit die Presse davon berichtet: ich kann schwer den Degout beschreiben, mit dem ich diese Reden gelesen habe. Welche Maskerade! Keiner glaubt dem Andern, und Keiner sagt dem Andern die Wahrheit. Auch an den großklingenden Worten des Grafen Bülow habe ich keine Freude gehabt. Der Religions- und Kirchenfrage, die allein entscheidet in Posen und Westpreußen, sieht er nicht fest ins Auge. Und die zur Bekämpfung der Polengefahr in Aussicht genommenen Maßregeln? So weit ich sehe, lauter Stärkung der polnischen Bevölkerung ohne die mindeste Aussicht auf Ueberwindung ihres Widerstandes. Will man Kampfgesetze, ich wüßte eines! Aufhebung der deutschen Volksschule in allen Gemeinden, die sich das wünschen! Das wäre ein Schlag für die Polen. Aber jetzt ist unsre Antipolenpolitik so großmütig, dem Feinde die Kanonen zu liefern, mit denen er auf uns schießt. Und unsre deutschnationale Presse jubelt Beifall. Welche Verblendung!

Rampolla verfehmt hat, eine Thatsache, welche die guten, blinden Katholiken in der Heimat nie einsehen wollen.“ (F. Z. Nr. 10 d. J.)

Einige Beiträge zur Frauenfrage

„Hüter, ist die Nacht schier hin?“ seufzt Jeder, dem die Entwickelung der Frauenfrage am Herzen liegt. Denn auf die bange Frage: wie kann die Frau heute eine lebensvolle Persönlichkeit werden, die mit sich und ihrer Zeit in Harmonie bleibt? schwankt die Antwort noch, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, auf und nieder. Ein Morgensonnenstrahl zuckt in M. Gaudians kleiner Schrift auf, die in diesen Blättern schon empfohlen wurde.*) Wird ihr Ideal erst Leben, so ist die Frauenfrage gelöst, und die Nachtgespenster weichen neuem, hellem Tageslicht. Doch auch sie begegnet gelegentlich absprechender Kritik. Die alte Geschichte: „die Athener waren allezeit gerichtet, etwas Neues zu hören“ — und sie bringt nichts eigentlich Neues! Sie erweitert die Frage nicht, sie vertieft sie; sie sagt nichts Neues, aber ein Neues möchte sie schaffen. Dann ist es unbequem, daß sie nicht auf den Zinnen irgend einer Partei kämpft; nun kann man ja nicht wissen: soll man loben oder tadeln, mit wem hält sies, und wen will sie am Ende blamieren? Wenn so eine richtige Kampfschrift sich auf ihre Parteibeine stellt und nach irgend einer Seite hin eine Faust macht: das sieht schon anders aus, man weiß doch, wo und wie! Kurz, dies „Innere Ziel der Frauenbewegung“ ist Manchen höchst ungemütlich, und solche Vorschläge werden dem Egoismus bei Männern und Frauen herzlich unbequem. Gesegnete Unbequemlichkeit!

1

Mustern wir einmal die sonstige Flugschriftenlitteratur auf die Behandlung unserer Frage hin. Wie sehr diese sich in den Vordergrund der sozialen Interessen gedrängt hat, erkennen wir daran, daß es kaum noch eine politische Richtung, kaum noch eine Zeitschrift oder ein Tagesblatt giebt, das sich nicht eingehend mit der Frauenfrage beschäftigte und des Interesses seiner Kreise nicht sicher wäre.

Zwei Erscheinungen möchte ich hervorheben, die mich anmuten, wie Hahnenschrei und Morgenwind den Nachtwanderer:

1. Die Männer würdigen jetzt diese Frage eines tieferen, ernsten Interesses und erkennen, daß um ihrer selbst willen die Frauenfrage eine Männerfrage ist, und nicht nur für solche Männer, denen die Versorgung erwachsener Töchter auf den Nägeln brennt. Sie überlassen es nicht mehr vorzugsweise den Sozialdemokraten, zu reden für die Sache „derer, die verlassen sind“.

2. Die verschiedenen christlichen Kreise wenden der Frage ihr Interesse zu, nicht, um sie mit einem Apage Satanas! abzuthun, sondern um nach einer Lösung zu suchen. Abgesehen selbstverständlich von einzelnen Vorläufern, hat meines Wissens 1895 der Evangelisch-soziale Kongreß zum ersten Mal durch die That anerkannt, daß die Frauenbewegung kein krankhaftes Sturmlaufen freigeistiger Mannweiber ist, die Emanzipation von natürlicher Gebundenheit und Pflicht wollen, sondern eine sittliche Aufgabe, die von Männern und Frauen in Gemeinschaft gelöst werden muß. Zum ersten Male durfte eine Frau (Frau Elisabeth Gnauck-Kühne) einer christlichen Versammlung öffentlich ans Herz greifen, das Elend zeigen und um Verständnis und Hilfe bitten. Und sie wurde ernst genommen trotz manchen Widerstandes. Seitdem ist die Frage in christlichen Kreisen salonfähiger geworden.

Da meiner tiefsten Ueberzeugung nach die Frauenfrage praktisch nur soweit gelöst werden kann, als die Besten der Männer uns dabei hilfreich die Hand bieten, und wir sie sittlich nur soweit vertiefen können, als diese Männer uns verstehen wollen und können, so nenne ich vor allem als lesenswert einige Männerschriften, die mir unter die Hand kamen.

Johannes Müller, der seiner Zeit so Viel zu sagen hat über Erwachen aus dem Schlaf zum Leben, über frische Entfaltung der Persönlichkeit, hat auch einige Aufsätze über „Beruf und Stellung der Frau“ geschrieben (Blätter

*) Das innere Ziel der Frauenbewegung. Von Magdalene Gaudian. Dresden, Justus Naumann 1901. 31 S. 60 Pfge. Vgl. Nr. 15 v. J.

zur Pflege persönlichen Lebens von Dr. Johannes Müller, 3. Band, 1. 2. und 4. Heft 1900). Er hat die Frage mit der ihm eignen Herzenswärme von allen Seiten beleuchtet. Manche ernste Männer nennen diese Aufsätze entzückt das Schönste, was sie noch über die Frage gelesen hätten. Ich bin auch entzückt — über Vieles. Gäbe es doch recht viele solcher Idealehen, wie er sie schildert, recht viel unverheiratete Frauen, die so verständen mit dem Quell ihrer mütterlichen Frauenliebe fremdes, dürres Land zu wässern und fruchtbar zu machen und dabei selbst glücklich zu werden! Alle diese Ideale sind wundervoll — obwohl Müller sich dagegen verwahrt, von „Idealen“ zu reden, da er „Realitäten“ schaffen möchte. Aber von einem Manne, der sonst so gut versteht, jedes Keimchen an die Sonne zu bringen und zum Leben heran zu pflegen, hätte ich für unsere Frauenfrage doch noch Anderes erwartet. Merkwürdig, wie die beiden Geschlechter sich von einander ab verloren haben, daß kein Mann verstehen zu können scheint, was wir suchen, um als Ganzes, als Geschlecht und als Einzelne wieder glücklich machen und werden zu können!

So weist auch Müller immer wieder auf die Ehe hin als die einzige natürliche Lösung — und muß doch selber zugeben, wie schwierig und selten heute für die Frauen die Möglichkeit einer glücklichen Ehe ist. So verweist er die Frau, die keine gesunde Ehemöglichkeit fand, vorzugsweise auf das Gebiet selbstloser Liebesarbeit „im Hause“ — ohne zu zeigen, wo in der heutigen Gesellschaft es ohne fast übermenschliche Aufgabe jedes Selbstgefühls möglich ist, sich in fremder Familie eine Heimat zu erobern. Und von den innern Gefahren, an denen das Glück gerade tief und liebevoll angelegter, voll entwickelter Frauennaturen in solchen Stellungen so leicht scheitert, von dem Unglück weiblicher Liebesfähigkeit und Liebesbedürfnisses, von dem einsamen und hilflosen Alter, das hinter den meisten solcher Stellungen grinsend lauert, weiß er Wenig zu sagen. Er holt die alten sozialen Schablonen hervor, aus denen die Gesellschaft herausgewachsen ist, und möchte die Frau wieder hineinzwängen. Prokrustes!

Welch wunderbare „Frauenrechtlerinnen“ muß er kennen gelernt haben! Er behauptet, sie wollten „in Enthusiasmus über die Existenzmöglichkeit alter Jungfern das eheliche Dasein diskreditieren.“ Das soll er beweisen! Ich behaupte: er diskreditiert unser sittlich ernstes Suchen nach dem rechten Weg durch schiefe Beleuchtung unseres wahren Strebens. Der Vorwurf der Ehescheu, der egoistischen Angst vor der Mutterschaft trifft die Frauen wenig zu einer Zeit, wo so selten reine, natürliche Herzensneigung entscheiden kann, und wo trotzdem noch so selten eine Ehemöglichkeit von dem Mädchen abgelehnt wird.

Er sieht in den Emanzipationsbestrebungen das unheilvolle Produkt einer Pseudokultur, dem das Streben nach wahrer Kultur entgegentreten muß. Wie wahr, wenn er statt „Emanzipationsbestrebungen“ „Frauennot“ gesagt hätte! „Nur die außerehelichen Uebel“ seien Gegenstand der Frauenbewegung? Hätte er etwas vorurteilsloser untersucht, so würde er gefunden haben, daß allerdings in den Augen vieler oberflächlichen Menschen mit den „außerehelichen Uebeln“ die Not der Frau steht und fällt, daß aber wir Frauen die Frage längst zu einer sittlichen Entwickelungsfrage für die Frau als mütterlich veranlagtes Wesen vertieft haben. So klingt, wie ein falscher Ton in edle Musik, in seine großen Ausführungen über Entwickelung der Persönlichkeit, über edelste Weiblichkeit, über den Liebessegen, der vom Weibe über die Welt ausgehen muß, die verkehrte, oberflächliche Auffassung unserer positiven Ziele. Weiter teilt er jene Furcht vor der geistigen Vollbildung der Frau. Er giebt zu, daß sie heute der geistigen Ausrüstung mehr als je bedarf für den Lebenskampf, er will ihr auch Kompromißmöglichkeiten der Ausbildung verschaffen, aber — der geschulte Geist gehört zu den Herrscherwaffen des Mannes, darum alle Mann an die Spritze, und Sauve qui peut vor der vollen Gleichberechtigung.

Müllers Schriften nahe verwandt ist das Buch von Küßner, Zur Frauenfrage. Auch er ist ein ernster Christ und müht sich mit warmem Herzen und ehrlichem Willen um die Lösung des Problems. Wie Müller — aber durchaus selbstständig in den Ausführungen — geht er von der natürlichen Aufgabe des Weibes aus, der die natürlichen und dem entsprechend auch die seelisch-geistigen Anlagen entsprechen müssen. Da er dabei nur das sinnliche Verhältnis zum Manne als Maßstab nimmt, nicht die Mutteraufgabe im engern und weitern Sinn, so gesteht er dem Frauengeschlecht nur die Gabe der liebenden Passivität zu, mit so viel aktiver Kraft, als nötig ist, die Aktivität des Mannes anzureizen und das von ihm Empfangene zu entwickeln und auszubauen. Die natürliche Lebensaufgabe der Frau liegt „im Hause“; er sagt aber selbst, daß „bei der heutigen Notlage“ selbständige Berufe für sie gefunden werden müssen, die ihren Fähigkeiten entsprechen. „Höchste“, aber sehr vorsichtig beigebrachte Bildung gesteht er der Frau zu, aber weniger um ihrer selbst als um des Mannes willen. Der Mann Zweck, das Weib Mittel, ist doch — ich kann es nicht anders verstehen — der Grundton seiner Forderungen. Er muß den verstimmen, dem Mann und Weib Zweck des Liebeswillens Gottes und zugleich Mittel sind, die Menschheit zu bilden und in ihr durch Ueberwindung der Selbstsucht in Liebe Gottes Bild darzustellen.

Aus dem Bestreben, das alte, verwachsene Frauenideal auf den Leisten der modernen Bedürfnisse zu spannen, kommt er häufig in Zwiespalt mit sich selbst. Seine Vorschläge für die Bildungswege der Frau zeigen das Streben, für sie neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Doch wünschte ich, wir hätten alle Männer, an deren Hilfe uns Etwas liegt, soweit wie Küßner, der uns ehrlich und begeistert helfen will, und sein Buch sollte fleißig gelesen werden. (Zur Frauenfrage, Beitrag zu einer prinzipiellen Lösung derselben. Von G. Küßner, evang.-luth. Pastor in Mölln in Lauenburg. Kiel, Lipsius und Tischer, 1901. 136 S. 2 Mk.)

Ein ähnlicher Geist weht uns entgegen aus einer Reihe von Referaten, die 1899 bei den Verhandlungen des Frauenkursus der Freien kirchlich-sozialen Konferenz in Berlin gehalten wurden. (Hefte der Freien kirchlich-sozialen Konferenz. Berlin, Buchhandlung der Stadtmission. Das Heft 50 Pfg.) Geschichte und Stand der gegenwärtigen Frauenbewegung von Pfarrer Werner in Frankfurt a. M. (Heft 4), Die soziale Bedeutung der weiblichen Liebesthätigkeit, von Pfarrer Burkhardt, Berlin (Heft 5 b), Ueber Frauenbildung von Dr. Schultze, Berlin (Heft 6 a), und Ueber Frauenarbeit von Hofprediger Stoecker (Heft 6 b). Sie alle atmen den Geist freundlichen Entgegenkommens, ernsten Suchens nach dem rechten Weg für die moderne Frau. Daneben freilich bei allen das gleiche Schreckgespenst, daß die Frauen den Männern gleichartig werden möchten, und daß dies durch zu gründliche geistige Schulung wirklich der Fall werden könne. Was soll ich weiter sagen? Nimm und lies!

2

Weniger verständlich ist für unsereinen das Referat des Professors D. von Nathusius, Bibel und Frauenbewegung (Heft 5 a). Der Referent trat seiner Zeit vom Evangelisch-sozialen Kongreß zurück, als in Erfurt einer Frau öffentlich zu sprechen verstattet wurde. Er steht in seinem Vortrage wohl noch auf dem Standpunkt, wenn er auch — der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe — diesmal einige Konzessionen macht. Seine Stellung zur Frauenfrage hängt ab von seiner Stellung zur göttlichen Offenbarung in der Bibel, in der er neben der Norm für den Glauben auch „eine göttliche Lebensordnung für Sitte und Recht“ bis ins Einzelne sieht. Schon im Alten Testamente sei „die Anschauung vom Weibe vorhanden, welche wir auf den Willen des Schöpfers zurückführen.“ Einer der vier Grundgedanken, die Gott über die Ehe offenbarte, war „die hervorragende Stellung des Mannes.“ Die sozialen Vorschriften der Apostel haben ewige Giltigkeit, wenn sie sagen „als von dem Herrn“, sie vergehen mit ihrer Zeit, wenn sie gegeben waren „nach meiner Meinung.“

Warum wohl bei der scharfen Diskussion hinterher Niemand auf den Gegenbeweis kam, daß 1. Thess. 4, 15 der

Apostel ausdrücklich „als ein Wort des Herrn“ von der baldigen Wiederkunft des Herrn zu seinen Lebzeiten sprach, was sich nachher doch als menschlicher Irrtum erwies?

Zu folgen vermag ich nicht, wenn für soziale Anschauung nicht empirische oder logische Gründe, sondern göttliche Willensoffenbarungen ins Feld geführt werden mit dem eisernen: Es steht geschrieben.

Wie die Frau auch zappeln mag, der Mann kann sich schwer entschließen, für sie ein Neues zu pflügen, und noch schwerer, ihr die Arena zum Versuch frei zu geben. Wir kommen nun zu zwei Kontroversen über die Frauenfrage, bei denen Mann und Frau zu Worte kommen.

Marie Martin

Verschiedenes

Von den Freimaurern. Sursum corda, Logenreden von F. Scholz in Bremen. Leipzig, Ed. Heinrich Mayer. 297 S. 4 Mk. — Der Stern von Betlehem. Braunschweig, F. Vieweg und Sohn. 366 S. 4 Mk. — Freimaurerische Betrachtungen über Harnacks Wesen des Christentums. Vom Verfasser von „Christentum, Humanität und Freimaurerei.“ Berlin, Stankiewicz 1901. 21 S. 50 Pfg. Zweite Auflage.

Die Freimaurerloge ist der Boden, der noch immer allein in Deutschland über 40 000 Männern das Brot der Belehrung und der Erbauung liefert, und zwar meist solchen Männern der gebildeten Stände, welche ohne dies Surrogat zum größern Teil wohl ohne jede religiöse Erhebung dahin leben würden. Grund genug, daß wir der Freimaurerei nicht gänzlich gleichgiltig gegenüber stehn dürfen. Zwar sehen wir für heute davon ab, uns in eine grundsätzliche Beurteilung dieser Bewegung einzulassen, nur auf die obengenannten Bücher wollen wir die Aufmerksamkeit der Leser lenken. Während nämlich sonst in den maurischen Werkstätten oft recht viel Stroh verarbeitet wird, Pelagianische Selbstgerechtigkeit, deistische Leerheit, rationalistische Tugendsalbaderei und ein Zauber allegorisierenden Zeremonienwesens, wie er wohl von keinem modernen Kultuswesen erreicht wird, bietet uns Scholz in seinem Sursum corda ein sehr tüchtiges Muster wirklicher und gediegener Geistesarbeit. Der Verfasser ist seit vielen Jahren Stuhlmeister einer angesehenen Loge, und die genannte Schrift enthält eine Auswahl seiner dort gehaltenen Reden. Je nach den besonderen Zwecken, welchen sie dienten, sind sie teils praktisch und maurisch erbaulich, teils philosophierend, teils patriotisch oder geschichtlich. Wir werden sicherlich nicht Allem zustimmen, was der Verfasser sagt, vor Allem nicht seinen theosophischen Auseinandersetzungen unbedingten Beifall spenden können, aber alle diese Aufsätze sind ernst, gediegen, fesselnd und fördernd und bieten dem Leser zum mindesten die Gewißheit, daß der so oft gehörte Vorwurf, als sei die Freimaurerei religions- oder vaterlandsfeindlich hier vollständig unberechtigt ist. Im Gegenteil, dieses Buch präsentiert, wie wir gerne anerkennen, auch eine Arbeit am Reiche Gottes auf Erden.

In dem zweitgenannten Buch, dem Stern von Betlehem, einem Sammelwerk von etwa 20 meist nordwestdeutschen Verfassern, frappiert zunächst der merkwürdige Titel. Der Stern an sich spielt in dem maurischen Ritual eine gewisse Rolle; daß er hier der von Betlehem ist, kennzeichnet schon im Titel die Richtung des Buches. Es bestehen nämlich in der Freimaurerei zwei Hauptrichtungen, die Humanitäts- oder Johannismaurerei und die christliche oder Hochgradsmaurerei. Das Christentum der Letzteren wurzelt nicht sowohl im Bekenntnis oder in besonders christlicher Gesinnung, als vielmehr — abgesehen von gewissen mystischen Voraussetzungen und geschichtlichen Traditionen — in der Parteistellung, so etwa, wie bei einem guten Teil unserer konservativen Stützen des Altars. Praktisch wird diese Stellungnahme vor Allem gegenüber der Judenfrage, zumal gegenwärtig zur Zeit der antisemitischen Strömung. Die Hochgradsmaurerei nimmt im Unterschied zur Johannismaurerei keine Juden auf. Die Spannung zwischen diesen beiden Richtungen ist gegenwärtig stärker als je zuvor; ja eigentlich besteht schon das Schisma, und es fehlt nur noch dessen offizielle Verkündigung, um den lange Zeit mit so viel Stolz verkündeten Gedanken der Oekumenizität der Freimaurerei auch äußerlich zu vernichten. Dabei handelt es sich weniger um sachliche Gegensätze, als um äußere Form- und Etikettenfragen, die bei den Freimaurern eine so gewaltige Rolle spielen, und um persönliche Eitelkeits- und Herrschaftsgelüste einzelner freimaurerischer Päpste — ganz ähnlich wie seiner Zeit bei dem Schisma der griechischen und der römischen Kirche.

Zwischen diese beiden gleichmächtigen Strömungen innerhalb der Freimaurer schob sich nun der „Einheitsbund deutscher Freimaurer“ mit seinem „Stern von Betlehem“ ein. Sie wollen auch Humanitätsmaurerei; aber Humanität in ihrem Sinne ist das von dem historischen Jesus — nicht von dem Christus der Dogmengeschichte — verkörperte Wesen. Dieser Jesus als Ausgangspunkt und Lebensideal, der Ausbau des von ihm gewollten Reiches Gottes als Ziel und Aufgabe — das ist in ihrem Sinne der Inhalt der Freimaurerei, und das sei das Wesen der Freimaurerei von den Tagen Jesu bis auf die Gegenwart gewesen. Denn seit den ältesten Zeiten habe es neben der Priesterkirche eine Laienkirche gegeben, welche nicht sowohl in dem Dogmatischen, als vielmehr in dem unmittelbar Religiösen und Moralischen die Hauptsache gesucht und gefunden habe. Dies sei denn auch die Aufgabe der gegenwärtigen Freimaurerei. Auch Juden könnten in diese aufgenommen werden, wenn sie nur das in Jesu gegebene Lebensideal, die Aufgabe, das Reich Gottes auszubauen, anerkennen wollten.

Dies etwa die leitenden Grundgedanken des Einheitsbundes, dies auch derüberall widerklingende Grundton im „Stern von Betlehem“. Freilich sind es zum Teil etwas gewaltsame Geschichtskonstruktionen, die hier angewendet werden, um diese Auffassung als eine von jeher geltende und mit der echten Maurerei identische nachzuweisen. Aber das schadet nichts. Uns interessiert vor allem das Auftreten dieser modern-theologischen Gedanken von Jesus als dem Lebensideal und dem Gottesreich auch in diesen Kreisen, wo bisher nicht Jesus, sondern weit mehr Johannes der Täufer als Patron und Ideal gegolten hatte. Von dieser Seite wird denn auch Harnacks Wesen des Christentums in der oben genannten kleinen Broschüre mit großer Anerkennung begrüßt. Auch daß dieselbe in kürzester Frist zur zweiten Auflage gekommen ist, zeugt für die günstige Aufnahme, welche Harnack in dem „Einheitsbunde“ gefunden hat. g

Der Verein deutscher Freimaurer hat ein sehr dankenswertes Allgemeines Handbuch der Freimaurerei herausgegeben. (Zwei Bände zu je 640 S. Leipzig, Max Hesse 1900 u. 1901. 24 Mk. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage von Lennings Encyklopädie der Freimaurerei.) Es soll nach der Vorrede dazu dienen, die Kenntnis über „Entstehung und Fortbildung, Wesen und Aufgabe, Einrichtung und Stand der Freimaurerei“ namentlich in Deutschland zu verbreiten, dadurch thörichten Angriffen von allen Seiten begegnen und die Anhänger durch vertieftes Wissen festigen. Interessant war uns sonderlich Zweierlei: einmal verschiedene Männer, die wir zu kennen meinten, nun in ganz anderer Beleuchtung zu sehen — eine Seite ihres Lebens in den Vordergrund gestellt, die meist nicht beachtet wird. Z. B. bei Matthias Claudius. Dann aber die Auseinandersetzung des Handbuchs mit Christentum, Atheismus, Aberglauben, ethischer Kultur u. s. f. Wenn auch das Handbuch einen bestimmten Standort fest zu halten sucht, so spiegeln sich doch in diesen Artikeln die Kämpfe in den eigenen Mauern wieder. Und dadurch sind sie doppelt wertvoll. Das Werk ist ein großer Beleg dafür, wie sehr die aufklärerische, theoretisierende Art des Erlebens noch Macht hat in weiten Kreisen unsrer Gebildeten. Für den, der sich über die Verhältnisse, Ausbreitung u. s. f. der Freimaurerlogen unterrichten will, ist das Handbuch jedenfalls ganz unentbehrlich. Es orientiert auf das gründlichste über Alles, was mit der Freimaurerei zusammenhängt, und zerstört so den alten Wahn, als hätten wir es mit Geheimbündelei zu thun. D H

Kleine Mitteilungen. Der Ostmarkenverein hat wiederholt an die ihm zugängliche Presse Zettel verschickt, worin er mitteilt, daß Opposition gegen die Haltung der Christlichen Welt in der Polenfrage ihm evangelische Geistliche als Mitglieder zugeführt habe. Man irrt durchaus, wenn man glaubt, durch Zusendung dieser Notizen dem Herausgeber, der jene Haltung persönlich vertritt, einen Schmerz zu bereiten. Es soll nur jeder gute Deutsche sich endlich ernsthaft um unsern Osten bekümmern und Stellung zur Polenfrage nehmen! „Deutsches Wesen, deutsche Sprache“ stehen mir so hoch wie irgend Jemandem, und gegen „preußische Königstreue“ habe ich auch nichts. Ich finde nur, 1. daß es nicht gleichgiltig ist, mit welchen Mitteln man das alles verficht — dafür sollten evangelische Geistliche Verständnis haben —, und 2. daß die bisherige Polenpolitik den entgegengesetzten Erfolg hat — dafür sollten Politiker Verständnis haben. Der Reichsbote nennt meine Ansichten ungeklärt. Das sind sie auch. Aber der Mißerfolg der jetzigen Polenpolitik liegt mir allerdings klar zu Tage. Wenn zu unserm Artikel „Russisches“ in Nr. 2 ein Balte in der Täglichen Rundschau uns belehrt, die von uns „angesungene“ russische Humanität sei in Wahrheit eine Maßnahme politischer Perfidie, so haben wir die politische Motivierung der russischen Praxis ausdrücklich anerkannt, aber sie war uns in diesem Zusammenhang gleichgiltig, es lag uns Alles am Thatbestand. Weiß aber der „Balte“ nicht, daß man in den russischen Ostseeprovinzen von der Schul-Affäre in Wreschen eine ungünstige Wirkung auf die Schulpolitik der russischen Regierung fürchtet? — Inzwischen hat der Erzbischof von Posen seinen Erlaß an die polnisch-katholische Geistlichkeit ausgehen lassen. Er bewegt sich in der Richtung dessen, was wir oben Sp. 86 f. fordern. Es muß sich nun zeigen, welcher Ernst und welche Macht dahinter steht, und ob insbesondere die deutschen Katholiken bis in den Vatikan hinauf ihre Schuldigkeit thun. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 3. Februar 5 Uhr Rosenau: Ist Harnacks Wesen des Christentums Bestreitung oder Apologie des Christentums?

Goslar. Mittwoch 29. Januar 8 Uhr Achtermann: Die Idee und die Thatsache der Versöhnung nach Beyschlag.

Magdeburg. Mittwoch 12. Februar 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Das Evangelium und das Recht oder die Frage nach den irdischen Ordnungen (Harnack Wesen d. Chr. S. 65—74.)

„Halte was du hast" Zeitschrift für Pastoraltheologie

U. Mitwirk. v. Hofpred. D. F. Braun, Oberkons.-Rat Dr. P. Kleinert und Oberkons.-Rat D. Dr. H. A. Köstlin herausgeg. von D. E. Sachsse. XXV. Jahrgang 1900/1901. (Reuther u. Reichard in Berlin.) Preis halbjährlich Mk. 4.—. — Die Hefte 1—5 enthalten u. A.:

Abhandlungen:
Kleinert, Von der künstlerischen Auffassung des kirchlichen Musikdienstes.
Kunze, A. H. Francke als Prediger.
Diehl, Neue Beiträge zur Geschichte Collegia pietatis in Hessen-Darmstadt. I.
Jacoby, Beichte, Buße, Sündenbekenntnis im Zeitalter der Reformation.
Sachsse, Gewissensnöte unsrer jungen Theologen.
Guthke, Die gegenwärtigen liturg. Streitigkeiten in der anglik. Kirche.
v. Nathusius, Geschichtliche Wandlungen des Gemeinschafts- und Gemeindebegriffs.
Achelis, Björstjerne Björnsons Ueber unsre Kraft u. A.

Referate: Achelis, Homiletische Litteratur. — Wächtler, Kirchenrechtliche Litteratur. — Wurster, Die Litteratur des Jahres 1901 zur Inneren Mission.

Predigten und Predigtmeditationen über die Perikopen der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz: Zweite Reihe der Episteln für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs.

Kasualien: Das dritte Hauptstück. Entwürfe zu Katechesen in synthet. Gange und psychol. Stoffordnung von Eckert. — Die erste Bitte. I. Von Eckert.

Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart. — Aus der übrigen theologischen Litteratur. — Zeitschriftenschau.

Bei Bedarf

an Drucksachen
Papieren u. Couverts
Schreibmaterialien

hole man Preise ein von

Buchdruckerei Bauer, Marburg

Hauslehrer

phil. oder theol. zu Ostern gesucht, der ein 12 jähriges Mädchen in allen Töchterschulfächern (auch Englisch) zu unterrichten und einen Tertianer bei seinen häuslichen Arbeiten zu beaufsichtigen hätte. Bewerbungen mit Zeugnissen und Gehaltsansprüchen erbittet

Kommerzienrat C. J. Langen
Grevenbroich (Rhld.)

Hauslehrer

Zu Ostern ein junger Theologe als Hauslehrer gesucht für einen Septimaner und zur Beaufsichtigung der Schularbeiten von zwei Tertianern, die das Gymnasium besuchen.

Graf Brockdorff Ahlefeldt
Rittmeister a. D.
Ascheberg in **Holstein**

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Kandidat der Theologie

der unmittelbar vor dem zweiten theologischen Examen steht und sich dann auf die Oberlehrerprüfung vorbereiten will, wünscht Thätigkeit an höherer (auch Privat-) Schule am liebsten in größerer Stadt oder Universitätsstadt. Gutes Zeugnis über bisherige Thätigkeit in Unterricht und Erziehung. Angebote unter **E 12** erbeten an die Expedition dieses Blattes.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.- an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Für die Passionszeit

empfehlen wir ganz besonders:

Die Leidensgeschichte Jesu Christi

Zwölf Predigten
von
H. Martensen

Zweite durchgesehene Auflage. M. 2,40, hübsch geb. M. 3,—

Inhalt: 1. Gethsemane — 2. Die Einsamkeit — 3. Der Herr und Petrus — 4 Kaiphas — 5. Judas Ischarioth — 6. Herodes und Pilatus — 7. Christus und Barrabas. — 8. Pontius Pilatus — 9. Das Aergernis — 10. Die Einigkeit der Feinde — 11. Der Gang nach Golgatha — Das Lebenswort am Kreuze

Religiöse Reden

von
Frederick William Robertson

Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage

Preis Mk. 2,70. In Kaliko hübsch gebunden Mk. 3,50

Inhalt: 1. Jugendentwickelung Jesu — 2. Reinheit — 3. Ruhe — 4. Der gute Hirte — 5. Das neue Gebot: Liebet untereinander, wie ich euch geliebet habe — 6. Der Friede Gottes — 7. Petri Sündenbewußtsein — 8. Die christliche Kirche als Familie — 9. Der Mann der Schmerzen — 10. Jesus vor Jerusalem — 11. Die drei Kreuze auf Golgatha — 12. Die letzten Worte Christi — 13. Der Zweifel des Thomas — 14. Elis Charakter — 15. Bileam — 16. Josef vergiebt seinen Brüdern — 17. Die Weisheit Christi und die Weisheit Salomos — 18. Stufen der Herrlichkeit — Aphorismen

---

Evangel. Geistlicher sucht für seine Schwester, gebildetes Fräulein, anfangs der Zwanziger, Waise, in häuslichen Arbeiten, Kochen und Handarbeit durchaus tüchtig, Stellung als **Stütze in kleinerem, feinem Haushalt,** bei einzelner Dame oder älterem Ehepaar. Antritt event. sofort, Familienanschluß erwünscht. Offerten mit Gehaltsangabe unter **„E. S. 23"** an den Verlag.

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam
Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen, und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.
L. Harcourt, Vorsteherin

Welche Familie nimmt ein 22 jähriges evangelisches junges Mädchen aus einfacher, ehrenwerter Familie, von bescheidenem taktvollen Wesen, das sich durch Umgang in gebildeten Kreisen Beherrschung der gesellschaftlichen Verkehrsformen aneignen und sich mit Hülfe von Privatstunden weiterbilden möchte, liebevoll für ein Jahr in ihre Hausgemeinschaft ohne gegenseitige Vergütung auf?
Die Betreffende ist in allen Hausarbeiten gewandt und erfahren und würde durch Bethätigung im Haushalt eine gute Stütze der Hausfrau sein. Eintritt kann sogleich erfolgen. Angebote unter **E. H.** an die Expedition dieses Bl.

Besonderer Beachtung empfohlen!

In unserem Verlage erschien:

Römische und evangelische Sittlichkeit

Von
Professor D. **W. Herrmann**
in Marburg

Zweite Auflage
durch die Besprechung einer römischen Gegenschrift vermehrt

Preis **Mk. 1.—**
gegen Einsendung von Mk 1.10 franko vom Verlage

Marburg i. H. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung

Die Deutschen Kolonien.

Monatsschrift für die sittliche und sociale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten.

Herausgegeben von
P. Gustav Müller.

Monatlich ein Heft von 16 S. gr. Lex.-8.
Preis jährlich 3 M., mit Porto 3,36 M.
Nr. 2008a des Postzeitungskatalogs.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. P. Drews, Professor in Giessen — **F. Niebergall,** Pfarrer in Kirn — **K. Teichmann,** Pfarrer in Frankfurt a. M.

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **Baumgarten** in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.— Postzeitungs-Nr. bei der Reichspost 5072, bei der K. Württ. Post 188

Inhalts-Verzeichnis des ersten Jahrgangs

I. Notizen

Februar—Dezember.

II. Predigten und Ansprachen

Predigt gehalten am Silvesterabend 1899 in der Stiftskirche in Tübingen von Professor D. A. Hegler.
Predigt-Skizze für den 24. Sonntag p. Trinit., 7. November 1875, über Matth. 9, 18—26 von C. Weizsäcker.
Petri Verläugnung, Universitäts-Predigt, gehalten an Invocavit über Matth. 26, 69—75. Von Kirchenrat Professor D. H. Bassermann.
Als die Verführer und doch wahrhaftig! Biblische Ansprache über 2. Cor. 6 Vers 8b gehalten bei der „Evangelischen Konferenz in Schlesien“ am 8. Mai 1901. Von Pastor Lic. theol. Dr. Schian.
Das Ziel und der Weg. Abendandacht von Professor Peabody, übersetzt von E. M. und E. B.
Am Sarge von Johannes Franz von Miquel. Frankfurt a. M., 11. September 1901. Gesprochen von D. Ehlers.
Weihnachts-Märchenwelt. Predigt über Luc. 2, 1—14 von Pfarrer von Lüpke.

III. Vorarbeiten für die Praxis des Geistlichen

Entstehungsgeschichte einer Predigt. Von Professor D. Baumgarten.
Der Todesgedanke Jesu, eine Vorarbeit für unsere Passionspredigten. Von Professor D. Baumgarten.
Die Osterthatsache und unsere Osterpredigt. Von Professor D. Baumgarten.
Unser Pfingsten in Predigt und Unterricht. Von Professor D. Baumgarten.
Zur Sammlung. Von F. N.
Ueber soziales Predigen. Von Lic. Friedr. Mich. Schiele.
Der Schriftbeweis in der Predigt. Von Pfarrer Dr. A. Hoffmann.
Die Leute. Von F. N.
Unsere Feste am Schluß des Kirchenjahrs. Von Prof. D. Baumgarten.
Das Verhältnis von Mann und Weib zum 6. Gebot. Von Pastor Böhme.
Ueber die homiletische Behandlung des Wiederkunftsgedankens auf Grund von 1. Thess. 4, 13—5, 11. I. Von Professor D. H. Bassermann.
Unsere Kraft. Von F. N.
Unsere Adventspredigt. Von Professor D. Baumgarten.
Aus der Gemeinde. Von Friedrich Niebergall.
Zum Totenfest. Von M.
Unser Evangelischer Verein. Von N.
Ein Gemeindeblatt im Dorf. Von Z.
Rekrutenfürsorge. Von S.
„Nachmittags-Predigten zum Vorlesen in Landgemeinden“. Von Pfarrer H. Kaiser.
Unser Christfest. Von Prof. D. Baumgarten.
Kirchliche Katechese auf das Christfest. Von Pfarrer Ganzenmüller.
In necessariis unitas. Von Professor Eb. Nestle.

IV. Religions- und Konfirmandenunterricht

Biblische Geschichte. Von Lic. Hans Vollmer.
Das Facit der bisherigen Verhandlungen über die Konfirmationspraxis. Von Pfarrer K. Teichmann.
Neueste Beiträge zur pädagogischen Verwertung der modernen Bibelwissenschaft. Von Professor D. H. J. Holtzmann.
Gedanken über die Lehrbarkeit der Religion. Von Lic. Friedrich Michael Schiele.
Zur Geschichte der Sokratik im Zeitalter der Aufklärung. Von Lic. Dr. Wilhelm Diehl.

V. Zur christlichen Volkskunde

„Religiöse Volkskunde“, eine Aufgabe der praktischen Theologie. Von Professor D. Drews.
Zur Kirchlichkeit des mitteldeutschen Bauernstandes. Von Professor D. Paul Drews.
Ein Beitrag zur religiösen Gedankenwelt unseres liberalen Bürgertums. Von Prediger G. Arndt.
Der Hunsrücker Bauer auf dem Krankenlager. Von Pfarrer Franz.
Ein Beitrag zur religiösen Psychologie und Volkskunde. Von Professor D. P. Drews.
Zur Bedeutung der Landflucht. Vor Pfarrer August Ludwig.

VI. Abhandlungen zur praktischen Theologie

Die Bedeutung der Lokalkirchengeschichte. Von Pfarrer Dr. Dechent.
Das erste Jahr der Frankfurter evangelischen Gemeinden unter der neuen kirchlichen Verfassung. Von Pfarrer Teichmann.
Die Bedeutung der Kaftan'schen Dogmatik für die Praxis. Von Pfarrer F. Niebergall.
Das Studium des Hebräischen und die evangelische Geistlichkeit. Von Professor D. J. Meinhold.
Die christliche Gemeinde lediglich Kultusgemeinde? Von Pfarrer Teichmann.

VII. Kirchliche Zeit- und Streitfragen

Etwas über Kirchenzucht. Von Pfarrer F. Niebergall.
Noch etwas über Kirchenzucht. Von einem Landpfarrer, Pastor Gastrow.
Protestantisches Mönchtum. Von Pfarrer Lic. Schmid.
Beiträge zu einer apologetischen Handbibliothek.
Einleitende Bemerkung des Herausgebers.
I. Eine englische Apologie gegenüber der Naturwissenschaft, besprochen von Hilfsprediger Th. Fengler.
II. Eine Apologie gegenüber der Sozialdemokratie, besprochen von Pastor Beeck.
Beiträge zu einer apologetischen Handbibliothek.
I. Dr. Carring, Das Gewissen im Lichte der Geschichte sozialistischer und christlicher Weltanschauung. Besprochen von Pfarrer Niebergall.
II. Alexander Otto, Hemmungen des Christentums. Orthodoxien und Gegner. Besprochen von Pastor D. Sulze.

VIII. Kirchliche Chronik

Januar—Dezember.

Probehefte des soeben beginnenden zweiten Jahrgangs liefert jede Buchhandlung und der Verlag

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg